

4. Methodologische Überlegungen

4.1 Biographieforschung im Kontext von Zwangsmigration

4.1.1 Zwischen Viktimisierung und Ermöglichung

Die Biographieforschung ist ein durchaus gängiger empirischer Zugang im Kontext von Zwangsmigrationsforschung sowie in der Migrationsforschung insgesamt (vgl. Bergedieck, 2019; Rose, 2012; Schneider, 2023; Seukwa, 2006; Spies, 2010; Thielen, 2009; Uhlen-dorf, 2018; Worm, 2019). Sie bewegt sich dabei in dem Spannungsfeld, einerseits gesellschaftliche Dominanz- und Ungleichheitsverhältnisse in der Forschung hervorzubringen oder zumindest zu reproduzieren (vgl. Sylla, Frieters-Reermann, Genenger-Stricker & Tillmann, 2019, S.168; Thielen, 2009, Absatz 5), sich andererseits aber auf Grundlage der Skepsis „gegenüber subsumtionslogischen Verallgemeinerungen und kategorialen Typisierungen“ (Dausien, 2022, S.183) mit der Bedeutung biographischer Selbstbeschreibungen auseinanderzusetzen und dabei auch zur empirischen Rekonstruktion von Ungleichheitsverhältnissen beitragen zu können. Bettina Dausien stellt fest, dass „in der Biographieforschung, insbesondere im erziehungswissenschaftlichen Feld, eine Neigung zur Überfokussierung des Individuums und, damit verbunden, der ‚illusio‘ des autonomen Subjekts besteht, sei es als Folge einer disziplinbedingten Ausblendung gesellschaftlicher Hintergrundstrukturen oder einer zu einfach verstandenen Individualisierungsthese“ (Dausien, 2022, S. 179f.). Wenngleich sie es als eine explizite methodologische Stärke der Biographieforschung versteht, sich der Agency der Interviewten zuzuwenden und diese sichtbar zu machen (vgl. auch Motzek-Öz, 2019a), warnt sie davor, das Moment der Handlungsfähigkeit überzubetonen und dabei „das Leiden und die Abhängigkeit von Willkür und Macht unterschiedlicher Akteur*innen und anonymer Institutionen zu banalisieren“ (Dausien, 2022, S.182). Wichtig an dieser Überlegung ist meines Erachtens, dass hierüber weniger „die Ver-

4. Methodologische Überlegungen

gangenheit bzw. die Merkmale der Person (traumatisiert, vulnerabel, fremd etc.)“, als vielmehr „die Charakteristika des gesellschaftlichen bzw. institutionellen Umfeldes von AsylbewerberInnen im Aufnahmeland“ (Fritsche, 2016, S. 166) Gegenstand der Analyse werden. So heißt es bei Lena Inowlocki:

Um Lebenssituationen mit ihren vielfachen Herausforderungen und Verlust Erfahrungen nachzuvollziehen, in denen sich Menschen nach Verfolgung und Fluchtmigration sowie unter oftmals prekären Bedingungen der Schutzsuche befinden, erscheint eine biographietheoretische Perspektive angemessen, weil sie die subjektiven Perspektiven auf situativ möglichst offene Weise zum Ausdruck kommen lässt. (Inowlocki, 2020, S. 11)

Dieses Potenzial kann vor allem dann verwirklicht werden, „wenn die Merkmale behördlicher ‚Interviews‘ bewusst umgedreht werden“ (Fritsche, 2016, S. 173). Dieses Umdrehen kann in verschiedener Hinsicht geschehen: In der Interviewform des biographisch-narrativen Interviews wird ein Raum eröffnet, den die Interviewten ausgestalten können, ohne auf eine engmaschige Folge von Fragen antworten zu müssen. Auch stehen die Interviewten in Forschungsinterviews nicht unter dem Zwang, eine Geschichte zu erzählen, mit der sie einen juristischen Anspruch auf Asyl begründen müssen (vgl. Würdinger, 2018, S. 45). Das heißt, dass etwa (vermeintliche) Widersprüche in den Erzählungen hier nicht als Merkmal einer unglaublichen Darstellung interpretiert werden. Stattdessen steht in der Analyse der Interviews die Frage im Mittelpunkt, *was* narrativ konstruierte Widersprüche *bedeuten* und welcher Sinn hierüber konstruiert wird. Gleichwohl sollte die Forschungssituation nicht idealisiert werden, da auch diese keinen machtfreien Raum darstellt und zu Veränderung führen kann (vgl. Chilisa & Phatshwane, 2022, S. 228; Fritsche, 2016, S. 273; Thielen, 2009, Abs. 5; Straub, 2022, S. 222f.). Das Moment der Offenheit der Interviewsituation bzw. der vergleichsweise hohen Gestaltungsfreiheit in der Interviewsituation kann dabei auch durchaus problematisch sein. So verweist etwa Rolf Haubl darauf, dass je nach Vorerfahrungen das lange Schweigen der interviewenden Person als „Beziehungsabbruch“ oder gar als „Falle“ (Haubl, 2003, S. 67) im Sinne einer Verhörtechnik erlebt werden kann, wenn die Interviewten entsprechende Erfahrungen gemacht haben. Er macht darüber hinaus darauf aufmerksam, dass psychodynamisch gedacht ein dysfunktionales Erleben der Interviewsituation

mit entsprechenden Phantasien, Ängsten oder auch Idealisierungen eine einhergehen *kann* – nicht aber zwangsläufig muss. Schließlich kann gerade die Annahme, Interviews mit Menschen mit Zwangsmigrationserfahrung seien aufgrund der grundsätzlichen Vulnerabilität dieser Menschen prinzipiell ‚schwierig‘ und bedürften einer spezifischen Herangehensweise, bereits Ausdruck von Veränderung sein. Marc Thielen (2009) weist allerdings darauf hin, dass beispielsweise die Erfahrungen der Interviewten im Asylverfahren einen Einfluss auf die Forschungssituation haben können. Vor diesem Hintergrund ist auch bedeutsam, dass die Anhörungen im Asylverfahren teilweise auch mit dem Begriff des Interviews bezeichnet werden (vgl. Fritzsche, 2016, S.168). Edith Enzenhofer und Katharina Resch (2019, S.216) schreiben hierzu, dass sich Rollen bzw. Rollenerwartungen aus dem Asylverfahren auch in der Forschungssituation reproduzieren und inszenieren können. Bergedieck (2017, 2019) hält demgegenüber fest, dass das Forschungssetting im Idealfall aber auch einen Gegenentwurf zu Situationen des Erzählens im Asylverfahren darstellen kann: „In Forschung soll Migrant*innen nicht nur Raum für eine subjektiv authentische Sichtweise eröffnet werden, sondern ihnen wird auch die Möglichkeit des Schweigens eingeräumt“ (Bergedieck, 2019, S.39). Eine methodologische Reformulierung des Hinweises auf die Möglichkeit des Schweigens kann dann lauten, dass Schweigen, Abbrüche im Sprechen, (scheinbare) inhaltliche Widersprüche in den Erzählungen und Ähnliches nicht als Makel der Qualität der Erzählungen oder im Sinne einer Unterstellung des Lügens eingeordnet werden, sondern als spezifische und für die jeweilige Biographie relevante Bedeutungskonstruktion verstanden werden. Diese wird demnach nicht auf ihren vermeintlichen Wahrheitsgehalt hin beurteilt, sondern es wird versucht, diese Bedeutungskonstruktion als solche zu verstehen: Wahr vs. nicht wahr ist keine für die Auseinandersetzung mit den Interviews relevante Unterscheidung. Insofern folgen diese einer anderen Logik als die Anhörungen im Asylverfahren (vgl. Bergedieck, 2017, S.24; Seukwa, 2006, S.165; vgl. ausführlich zu den Anhörungen im Asylverfahren Abdelkader, 2021). In diesem methodologischen Verständnis besteht auch eine Chance der Abgrenzung von methodologischem Nationalismus, also dem Vorbeugen von „naturalization of the nation-state by the social sciences“ (Wimmer & Glick Schiller, 2003, S.576; vgl. auch Siouti, 2018, S.227f.): Die Interpretation setzt bei der jeweiligen biographi-

schen Selbstbeschreibung an und untersucht davon ausgehend, was hier wie relevant gemacht wird.

Sina Motzek-Öz (2019b) setzt sich mit der Frage auseinander, wie Biographieforschung im Kontext von Zwangsmigrationserfahrung konzeptionalisiert und ausgestaltet werden muss, um weder einerseits viktimisierend noch andererseits unbedacht im Hinblick auf potenzielle psycho-soziale Belastungen der Interviewten zu wirken (vgl. auch Brzuzy, Ault & Segal, 1998). Sie schlägt drei Prinzipien vor. Erstens das „Eruieren von individuellen Bedingungen auf Seiten von Forschenden und Beforschten vor dem Interview“, zweitens das „Eröffnen von Räumen selbstverantwortlicher Entscheidung im Interview“ und drittens die „Transparenz im Umgang mit (entstehenden) Erwartungen nach dem Interview“ (Motzek-Öz, 2019b, S. 180). Dabei betont sie die Notwendigkeit, den Forschungsprozess „mit Blick auf [...] die beforschten Personen individuell zu gestalten“ (Motzek-Öz, 2019b, S. 181). Sie erinnert darüber hinaus allerdings auch an die, etwa aus postkolonialen Zugängen (vgl. Lutz, 2010) oder von Seiten (rassismus-)kritischer Migrationsforschung (vgl. Mecheril & Rose, 2012) eingeworfene, Kritik an der „ethno- bzw. eurozentristischen Vorstellung einer konsistenten und individuell erzählbaren Biographie“ (Motzek-Öz, 2019b, S. 179). Bagele Chilisa und Keneile Phatshwane (2022) verweisen in diesem Zusammenhang auf unterschiedliche Erzählgewohnheiten und -muster: „In the context of Africa, a relational epistemology derives its assumptions from the ‚we-ness‘, the ‚us-ness‘ [...] and the we-relationship. The epistemology is not Africa-centric or Afrocentric but goes beyond geographic borders and all forms of Eurocentrism“ (Chilisa & Phatshwane, 2022, S. 231).¹⁰⁰ Für die vorliegende Arbeit wird dieser Punkt insofern aufgegriffen, als die Erwartung nicht darin bestand, dass in den

100 „Die Tatsache, dass die Eckpunkte migrantischer Biographien oft außerhalb des Erfahrungsraumes derjenigen, die sie erforschen, liegen“ (Lutz, 2010, S. 124), kann folglich dazu führen, dass bestimmte Erzählkonventionen oder -muster nicht erkannt und falsch interpretiert werden. Meine Position als „weißer, deutscher, ökonomisch vergleichsweise gut situierter Akademiker, der eine Promotion anstrebt[t]“ (Thielen, 2009, Abs. 5) und in entsprechende „positions of Knowledge/Power“ (Moewaka Barnes & McCreanor, 2022, S. 2020) verwickelt ist, lässt sich nicht auflösen und stellt eine Grenze meines Forschungszugangs dar. Denn „of central importance here is researcher identity – the extent to which this matches or coheres with that of the communities among which they work. Personality of researchers can impact on the process of the

Interviews widerspruchsfreie Lebensgeschichten formuliert werden, die sich in ein einfaches Typensystem einordnen lassen. Vielmehr wird mit dem gewählten Auswertungsverfahren der Rekonstruktion narrativer Identität (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann, 2004) ein Zugang zu biographischen Interviews gewählt, der widersprüchliche Anteile in biographischer Kommunikation als den Normalfall begreift und sich kritisch gegenüber methodologischen Standpunkten verortet, am Ende der Analyse müsse ein Gesamtbild stehen, das von Widersprüchen, Brüchen und Spannungen bereinigt ist (siehe ausführlicher hierzu Kapitel 4.3).

4.1.2 Zu Interviewsprache und Übersetzungen

Ein virulenter Punkt im Hinblick auf die Gefahr von Veränderung durch qualitative Forschung ist die Frage nach der Interviewsprache (vgl. Chilisa & Phatshwane, 2022, S. 228f.). Im Falle der vorliegenden Arbeit war dies vor allem Deutsch. Den Interviewten wurde angeboten, alternativ auch auf Englisch oder Französisch zu sprechen, da dies Sprachen sind, die ich auch beherrsche. Außerdem wurden sie darauf hingewiesen, dass sie gerne Wörter oder Redewendungen in ihrer Erstsprache verwenden können, sofern ihnen dies sinnvoll oder hilfreich erscheint. Die meisten Interviewten sprachen auf Deutsch, in Einzelfällen wurden Deutsch und Englisch kombiniert, dabei teilweise durchaus im Sinne eines Code-Switchings (vgl. hierzu Enzenhofer & Resch, 2019, S. 213), vor allem im Interview mit Mehmet (siehe Kapitel 6.1.2). Kritisch lässt sich hierzu etwa einwenden, dass den Interviewten damit die Möglichkeit verwehrt blieb, sich in einer Sprache zu artikulieren, in der ihnen wahrscheinlich andere Ausdrucksmöglichkeiten zur Verfügung stehen als im

research to the extent of determining the adequacy or efficacy of the findings of the project, with profound implications for the formative stages of research design” (Moewaka Barnes & McCreanor, 2022, S. 213). Dies ist auch vor dem Hintergrund bedeutsam, dass es für Forschungsprozesse sinnvoll sein kann, soziale Zusammenhänge aus einer Innenperspektive zu kennen, um diese anders einordnen zu können (vgl. Mijić, 2019, S. 105) und dass ein solcher gemeinsamer Erfahrungskontext zwischen Interviewten und Interviewendem zu einem „Vertrauensvorschuss“ (Enzenhofer & Resch, 2019, S. 215) beitragen und zu entsprechend anderen Darstellungen im Interview führen kann.

Deutschen.¹⁰¹ Zudem handelt es sich bei allen drei angebotenen Sprachen um Sprachen von ehemaligen Kolonialmächten, was aus postkolonialer Perspektive auch als eine symbolische Reproduktion kolonialer Ordnungsmuster und epistemischer Gewalt bewertet werden kann (vgl. Tuiider & Lutz, 2018). Allerdings kann gerade auch die Unterstellung, die Interviewten könnten unter Rückgriff auf die deutsche Sprache nur eingeschränkte oder weniger komplexe Biographien hervorbringen, eine eigene Spielart von Othering sein. Bettina Fritsche sieht in einer entsprechenden Interviewführung gar eine Chance, der Gefahr von Kulturalisierungen konstruktiv begegnen zu können, denn „das Bemühen um eine gemeinsame Sprache bzw. ein gemeinsames Verständnis führt dazu, dass (kulturelle) Selbstverständlichkeiten nicht mehr als solche erscheinen und explizit thematisiert werden müssen“ (Fritsche, 2016, S. 184).¹⁰² Jan Kruse und Christian Schmieder (2012) plädieren in diesem Sinne dafür, das Nichtverstehen und Nichtwissen unabhängig von der Interviewsprache als *prinzipiellen* methodologischen Ausgangspunkt für die Interpretation von Interviews zu verstehen und davon auszugehen, „dass eine Interviewperson das sagt, was sie sagen will – ansonsten wird Verstehen respektive Analyse zu einem autoritativen Ratespiel“ (Kruse & Schmieder, 2012, S. 266). Dies gilt dann insbesondere auch für solche Interviewtranskripte, die sprachlich von vielen Brüchen durchzogen sind.¹⁰³ Kruse und Schmieder be-

101 Zwar entwickelte sich im Forschungsprozess recht schnell die Idee, den Interviewten über den Einbezug professioneller Dolmetscher:innen auch die Möglichkeit zu eröffnen, in einer Sprache ihrer Wahl zu sprechen. Dies scheiterte forschungspragmatisch aber daran, dass die Forschung zur vorliegenden Arbeit nicht in ein finanziell gefördertes Forschungsprojekt o. Ä. eingebunden war, sodass hierfür kein Budget zur Verfügung stand und dass es auch nicht gelang, in den entsprechenden Zeiträumen hierfür anderweitig Mittel einzuwerben. Daraufhin entstand der Gedanke, das Dolmetschen oder nachträgliche Übersetzungen informell etwa durch Bekannte der Interviewten oder von mir selbst anfertigen zu lassen. Diesen Gedanken habe ich allerdings sowohl aus forschungsethischen Gründen als auch aus den methodologischen Schwierigkeiten von solchen informell entstandenen Übersetzungen heraus verworfen, die im Folgenden noch thematisiert werden.

102 In der Psychologie werden ähnliche Dynamiken unter dem Schlagwort des „Foreign-Language Effect“ (McFarlane, Perez & Weissglass, 2020, S. 2) diskutiert.

103 Zumal nicht davon ausgegangen werden kann, dass sprachliche Brüche zwangsläufig auf fehlende sprachliche Ausdrucksmöglichkeiten zurückgehen.

gründen ihre Position sprachtheoretisch mit Bezug auf Saussure (1931) und dem Verweis darauf, dass über die differentielle Konstellation sprachlicher Zeichen immer Bedeutung entsteht (vgl. Kruse & Schmieder, 2012, S. 261f.). Die Frage ist dann, *welche* Bedeutung dies ist. Begreift man dies als methodologisches Prinzip (auch) für die Auswertung autobiographischer Selbstbeschreibung wie im biographisch-narrativen Interview, heißt das, dass auch dann komplexe biographische Selbstbeschreibungen entstehen, wenn die Interviewten in einer Sprache sprechen, die nicht ihre Erstsprache ist und in der sie sich unter Umständen nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit artikulieren können wie in ihrer Erstsprache.

Darüber hinaus wäre es eine vereinfachende Annahme, davon auszugehen, dass Interviews, in denen die Interviewten in ihrer Erstsprache sprechen können und die dann simultan oder im Nachhinein übersetzt wird, einen per se machtvolleren Raum erzeugen könnten als Interviews ohne Übersetzungen (vgl. Enzenhofer &

Am Beispiel der Auseinandersetzung mit literarischen Texten kann hier auf Kristevas Konzepte vom Semiotischen und Symbolischen verwiesen werden (vgl. Kristeva, 1978, S. 32ff.): Anknüpfend an Lacans Register des Symbolischen beschreibt sie am Beispiel lyrischer Texte von Lautréamont und Mallarmé, wie diese Texte etwa anhand bestimmter grammatikalischer und syntaktischer Regeln strukturiert sind, die aber an verschiedenen Stellen unterbrochen werden. Zur Beschreibung solcher Textstellen zieht sie das Konzept des Semiotischen heran. Diese Stellen sind nach Kristeva als Hinweise auf den „Einbruch semiotischer Triebe in die symbolische Ordnung“ (Angerer, 2007, S. 65) zu verstehen und stellen damit weitaus mehr dar als Fehler oder begrenzte Ausdrucksmöglichkeiten: In ihnen drückt sich Bedeutung aus bzw. sie bringen eine spezifische Bedeutung hervor. Psychodynamisch gedacht würden sich mit Bezug auf Kristeva gerade solche Interviews, an denen sich die Interviewten am Formalsprachlichen – also an der symbolischen Ordnung des Textes – reiben, besonders gut eignen, um den Spuren psychischer, vielleicht sogar unbewusster, Prozesse im empirischen Material nachgehen zu können. Nun lässt sich Kristevas literaturtheoretischer Zugang allerdings nicht einfach auf die Auseinandersetzung mit spontan entstandenen Stegreiferzählungen übertragen, wie sie im biographischen Interview produziert werden. Dennoch kann er als inhaltlicher Impuls dafür begriffen werden, zunächst scheinbare sprachliche Inkonsistenzen als bedeutungstragende und -generierende Momente aufzufassen. Methodologisch fügt sich dieser Impuls meines Erachtens in die „Prinzipien der wohlwollenden Interpretation“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 255) ein, nach denen bei der Interpretation von Interviews davon ausgegangen wird, dass sich in den Äußerungen der Interviewten etwas Sinnhaftes ausdrückt, auch wenn dies nicht immer auf den ersten Blick ersichtlich ist.

Resch, 2019, S. 209; Spivak, 1997). So weist Yasemin Uçan am Beispiel ihrer eigenen Forschung darauf hin, dass „sich Ungleichheitsverhältnisse nicht dadurch auflösen, dass Interviewpartner_innen ihre Erstsprache für die Interviewführung angeboten wird“ (Uçan, 2019, S. 131). Bergedieck berichtet, dass bei von ihr geführten Interviews von einigen Interviewten Vorbehalte gegenüber einer externen Übersetzung geäußert wurden, die mit schlechten Erfahrungen mit Übersetzungen in juristisch relevanten Situationen im Asylverfahren zusammenhingen (vgl. Bergedieck, 2019, S. 265). In einem der von ihr geführten Interviews übernahm der Sohn einer Interviewten die Rolle des Übersetzers, was ihrer Einschätzung nach zwar zu Ungunsten der Qualität der Übersetzung ausfiel, zugleich aber für „die Wahrung der vertrauensvollen und privaten Atmosphäre in Kauf genommen“ (Bergedieck, 2019, S. 90) wurde. Diese auch forschungsethisch bedeutsamen Erfahrungen verweisen auf das methodologische Problem, dass eine Übersetzung keine lineare Übertragung von Sinn darstellt, sondern immer neuen Sinn erzeugt (vgl. Schneider, 2023, S. 63f.). Dies hat verschiedene Gründe und hängt zum einen damit zusammen, dass „eine Übersetzung durch die Deutungsmacht der Übersetzer immer auch etwas Neues hervorbringt“ (Bittner & Günther, 2019, S. 183), dass zum anderen aber auch verschiedene Techniken der Übersetzung zu unterschiedlichen Sinnkonstruktionen führen: So stellt Ulrich Wettemann (2016, S. 116f.) eine kurze Interviewsequenz auf Spanisch vor, die dann in vier verschiedenen Formen übersetzt wird (Wort für Wort, wörtlich, philologisch und exotisierend) und zeigt auf, dass im Übersetzungsprozess vier verschiedene Texte entstehen.

Übergeordnet kann nach der Sichtung dieser Eindrücke und Reflexionen festgehalten werden, dass es keine idealtypische Lösung der hier angesprochenen Dilemmata geben kann, dass sich auch postkoloniale Verstrickungen und Ambivalenzen nicht einfach auflösen lassen und gerade daher das Plädoyer von Kruse und Schmieder (2012, S. 266) dafür sinnvoll erscheint, sich auf die Bedeutungskonstruktionen in den biographisch-narrativen Interviews einzulassen, diese als solche in der Interpretation ernst zu nehmen und dabei Grenzen des Zugangs, das Machtförmige sowie postkoloniale Entwicklungen in den Interviews möglichst mitzudenken.

4.1.3 Zum Problem der Reifizierung

Im theoretischen Teil der vorliegenden Arbeit wurde bereits auf das Problem der Reifizierung hingewiesen und dieses als Dilemma beschrieben, das sich zwar nicht grundsätzlich auflösen, über einen subjektivationstheoretischen Zugang aber zumindest reflexiv einholen oder begleiten lässt (siehe Kapitel 2.2.1). Auch in der Auseinandersetzung mit den Interviews ist die Reifizierungsproblematik virulent (vgl. Mecheril & Rose, 2012, S. 128). Dies lässt sich bereits am Anlass für die Interviews nachvollziehen: Die Interviewten wurden *deshalb* um ein Interview gebeten, *weil* sie die Erfahrung von Zwangsmigration gemacht haben. Sie werden insofern im Forschungsprozess selbst zumindest punktuell entsprechend adressiert. Robel Afeworki Abay, Mirjam Schülle und Yvonne Wechuli (2021) schreiben in diesem Zusammenhang: Einerseits müssen „Analysekriterien wie z. B. Aufenthaltsstatus, Alter und ökonomische Situation in den Blick genommen“ werden, um überhaupt herausarbeiten zu können, „wie sich soziale Konstruktionen von Gruppenzugehörigkeiten, gesellschaftlichen Machtverhältnisse und die damit verbundenen Zuschreibungsprozesse verhalten“ (Afeworki Abay et al., 2021, S. 122). Andererseits ist zu Beginn eines – insbesondere qualitativ ausgerichteten Forschungsprozess – im Vorhinein nicht immer klar, welche Analysekriterien hier relevant werden können: „Vielmehr sind in einem offen-induktiven Vorgehen weitere Differenzachsen und spezifische Diskriminierungsformen in der Komplexität ihrer Verwobenheit einzubeziehen“ (Afeworki Abay et al., 2021, S. 122). Das Konzept der „default identities“ (Van de Mieroop, Miglbauer & Chatterjee, 2017, S. 179) setzt genau bei der Dynamik an, die sich in Forschungsprozessen aus dieser widersprüchlichen Konstellation heraus entwickeln kann: „In research interviews, interviewees are usually well aware of why they were selected, and in their narratives they often construct ‘default identities’ in line with the interviewers’ expectations“ (Van de Mieroop et al., 2017, S. 179). Dies ist besonders in Forschungsfeldern wie dem der (Zwangs-)Migrationsforschung relevant, denn „Migrationsforschung muss – wie andere wissenschaftliche Forschungspraxis auch – [...] als spezifische Form der Herstellung privilegierten Wissens [...] über den jeweils zur Frage stehenden und konstruierten Gegenstand (wie z. B. ‚Sprachdefizite‘ so genannter Schüler/innen mit Migrationshintergrund) ver-

standen werden“ (Mecheril & Rose, 2012, S.116f.). Auflösen lässt sich dieses Spannungsverhältnis ohne entsprechende Verkürzungen für einen empirischen Zugang meines Erachtens nicht (vgl. grundlegend auch Mecheril & Plößer, 2009). Ähnlich wie in Kapitel 2.2.1 theoretisch begründet gehe ich auch bezogen auf die Empirie davon aus, dass ein subjektivationstheoretischer Zugang es zumindest ermöglicht, sich zum eigenen forschungspragmatischen Vorgehen und den dabei entwickelten Interpretationen in Distanz zu setzen und dieses im Sinne von Beobachtungen zweiter Ordnung zu reflektieren. Aus diesem Gedankengang heraus werden in Kapitel 7 die aus den Feinanalysen der Interviews entstandenen Interpretationen subjektivationstheoretisch gedeutet. Ein solcher Forschungszugang versteht Migrationsforschung dann „auch als Untersuchung von Zugehörigkeitsordnungen“ (Sylla et al., 2019, S.169) bzw. denkt ganz grundsätzlich „Migrationsforschung als Subjektivierungsforschung“ (Hoffarth, 2016, S. 59).

4.2 Zum Verhältnis von Biographieforschung und Subjektivationsforschung

4.2.1 Kurze Einordnung zu Entwicklungen im deutschsprachigen Forschungsraum

Biographieforschung und Diskurs-/Subjektivationsforschung¹⁰⁴ sind als zwei zunächst getrennt voneinander sich entwickelnde For-

104 Susann Fegter et al. (2015) formulieren: „Da erziehungswissenschaftliche Diskursforschung zumeist den Zusammenhang von Wissensformierungen, Machtverhältnissen und Subjektivierungen untersucht, setzen wir im Vergleich der diskurstheoretischen und begrifflichen Dimension der Beiträge an den drei Begriffen Diskurs, Macht und Subjekt an“ (S.12). In ihrem Verständnis wäre *Diskursforschung* also ein Oberbegriff, während *Subjektivationsforschung* ein Teilgebiet der Diskursforschung ausmacht (vgl. auch Keller, Schneider & Viehöver, 2012). Ich folge dieser Unterscheidung, verwende im Folgenden gleichwohl auch häufig die Bezeichnung „Diskurs-/Subjektivationsforschung“. Damit soll dann nicht die Unterscheidung zwischen beiden verwischt, sondern deutlich gemacht werden, dass beide bestimmte grundlagentheoretische Annahmen teilen, die sie (zunächst) von biographietheoretischen Zugängen unterscheiden.

schungsperspektiven zu verstehen, zwischen denen es allerdings seit Beginn der Rezeption diskurs- und subjektivierungstheoretischer Zugänge im deutschsprachigen Raum auch verstärkte Annäherungen gibt (vgl. Uhlendorf, 2020, S. 91). Dabei sind allerdings weder *die* Subjektivationsforschung noch *die* Biographieforschung als homogene Gebilde zu verstehen (vgl. Bosančić et al., 2022a; Felden, 2019, S. 246, 2020; Geimer et al., 2019). Beide stellen mitunter sehr heterogene Felder dar, auch wenn die begriffliche Gegenüberstellung aus pragmatischen Gründen im Folgenden immer wieder genutzt wird. Ende des 20. und Anfang des 21. Jahrhunderts entstanden im deutschsprachigen Raum erste Arbeiten im Kontext der Biographieforschung, die diskurstheoretische Überlegungen aufnahmen (vgl. Freitag, 2005; Koller, 1999; Reh, 2003).¹⁰⁵ Damit fällt der Einbezug der Impulse Foucaults und Butlers in Perspektiven der (erziehungswissenschaftlichen) Biographieforschung zeitlich mit der in den 1990er- und 2000er-Jahren beginnenden allgemeinen Rezeption Foucaults und Butlers in den deutschsprachigen Erziehungswissenschaften zusammen (vgl. Meyer-Drawe, 2001; Ricken & Balzer, 2012; Ricken & Rieger-Ladich, 2004; Thompson, 2009, S. 152). Anders ausgedrückt: Das einsetzende Interesse an den Schriften Foucaults und Butlers in den deutschsprachigen Erziehungswissenschaften stellt zugleich den Beginn der inhaltlichen Annäherung zwischen der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung und diskurs- bzw. subjektivierungstheoretischen Zugängen dar. Dabei werden in den oben genannten Studien Überlegungen entwickelt, die in den Folgejahren zwar vielfach aufgegriffen und ausdifferenziert wurden, die aber im Kern bis heute wichtige methodologische Ausrichtungen darstellen (vgl. Parade & Uhlendorf, 2021). Exemplarisch kann dies anhand der Studie von Sabine Reh (2003) aufgezeigt werden, die sich wiederum auf Vorarbeiten von Rainer Kokemohr und Hans-Christoph Koller (1994) sowie deren Rezeption von Paul Ricœur bezieht. Reh formuliert drei Grundgedanken: „1. Biographische Interviews sind Bestandteile von Diskursen. 2. Biographische Inter-

105 Wichtige theoretische Referenzen, von denen in diesen Arbeiten methodologische Überlegungen zum Verhältnis von Biographie und Diskurs ausgehen, sind neben Foucault (vgl. Freitag, 2005; Reh, 2003) und Butler (vgl. Reh, 2003) etwa auch Paul Ricœur (vgl. Koller, 1999; Reh, 2003) und Jean-François Lyotard (vgl. Koller, 1999).

views sind Interaktionen. 3. Biographische Interviews sind figurale Konstruktionen“ (Reh, 2003, S. 57).¹⁰⁶ Sie führt diese Gedanken aus und stellt dabei sowohl diskurs- als auch erzähltheoretische Begründungsfiguren vor, die sich zu großen Teilen auch in den hier auf den folgenden Seiten vorgestellten Studien und Diskussionen wiederfinden. Als wichtiger Impuls aus den von Reh formulierten drei Grundgedanken wird für die methodologische Position der vorliegenden Arbeit abgeleitet, autobiographische Selbstbeschreibungen zwar im Zusammenhang mit Diskursen stehend zu verstehen, gleichzeitig aber biographische Selbstbeschreibungen nicht als mit Diskursen identisch zu denken, sondern biographische Kommunikation in ihrer Eigenlogik zu betrachten. Dieser Grundgedanke wird im Folgenden immer wieder aufgegriffen und in verschiedenen Facetten dargestellt werden. In den Jahren nach diesen ersten Arbeiten, bzw. teilweise parallel zu diesen einsetzend, entwickelte sich eine methodologische Auseinandersetzung zur Annäherung von Biographie- und Diskurs-/Subjektivationsforschung (vgl. Völter, Dausien, Lutz & Rosenthal, 2005). Diese Auseinandersetzung wird begleitet von der Entstehung einer Reihe von entsprechend ausgerichteten Studien, die sich mit verschiedenen Themenfeldern etwa in der Bildungsforschung, den Disability Studies oder der Migrationsforschung auseinandersetzen (vgl. exemplarisch Buchner, 2018; Didero, 2014; Diehm, Rensch & Stošić, 2022; Rose, 2012; Schneider, 2023; Spies, 2010; Uhlendorf, 2018).

4.2.2 Zum Anspruch subjektivationstheoretisch denkender Biographieforschung

Subjektivationstheoretische Spielarten der Biographieforschung teilen ein gemeinsames Interesse an der empirischen Untersuchung der Spuren von Diskursen in Biographien und der damit verbundenen Frage, inwiefern diese Spuren sich auf Grundlage des Datenmaterials als relevant für Subjektivationsprozesse verstehen lassen. Thomas Schäfer und Bettina Völter halten dabei als theoretischen Ausgangsgedanken den sich für sie hieraus ergebenden Anspruch

106 Zur Entstehungsgeschichte des biographisch-narrativen Interviews inklusive einer methodologischen Einordnung vgl. Straub (2022, S. 209-223).

fest: „Bereits in der Erlebenssituation sind Subjekte vielfältigen Diskursen unterworfen; diese lassen sich auch auf der Basis narrativ erhobener Stegreiferzählungen rekonstruieren“ (Schäfer & Völter, 2005, S. 174).¹⁰⁷ In diesem Verständnis hat das

biographische Interview [...] nicht die Rekonstruktion der Biographie zum Ziel, sondern dies ist lediglich der ‚Gesprächsimpuls‘ [...]. Was bringt dann die (Re-)Konstruktion der Biographie? Zunächst die Feststellung der Wiederholung des überindividuellen Diskurses, der das Handeln und Denken des Subjekts bestimmt. Man könnte das biographische Interview also als Messgerät dafür verwenden, was das Subjekt von den Parolen des überindividuellen Diskurses übernommen hat. Was bietet es uns davon an? Wie weit sind die Parolen des Diskurs [sic] der Macht eingegangen, in seine Selbst-Reflexion, Selbst-Darstellung, Selbst-Thematisierung, Selbst-Täuschung. (Bruder, 2010, S. 87; vgl. auch Walther, 2014, S. 20f.)

Angelehnt an die hier dargelegte Position Klaus-Jürgen Bruders verfolgt auch die vorliegende Arbeit nicht das Ziel, Biographien ‚als Ganze‘ zu rekonstruieren¹⁰⁸, sondern begreift das biographische Interview als „Biographiegenerato[r]“ (Hahn, 2000, S. 100), als Anlass also, der die Interviewten zu ausführlichen Selbstbeschreibungen animiert und ihnen im Vergleich zu anderen Interviewformen viel Raum lässt, den sie kommunikativ ausgestalten können (vgl. Straub, 2022, S. 220). Dies stellt dann die Grundlage zur Hervorbringung einer narrativen Identität dar, die wiederum subjektivations-theoretisch interpretiert werden kann (siehe ausführlich Kapitel 4.3). Die für eine solche Perspektive notwendigen methodologischen (Neu-)Ausrichtungen, datieren Peter Alheit und Bettina Dausien (2009), verbunden mit dem „constructionist turn“ (S. 298) in der Biographieforschung auf die 1980er-Jahre. Dabei stehen Fragen danach im Mittelpunkt, „was Biographien ‚sind‘, welche *Funktion* sie für Individuen und Gesellschaften erfüllen, nach welchen *historisch-*

107 Allerdings leiten Schäfer und Völter hieraus nicht die Annahme einer Identität von Biographie und Diskurs ab: „Ob Diskurse sich in Lebensgeschichten niederschlagen ist allerdings eine empirische Frage, die ebenso am Text des Interviews nachgewiesen werden muss, wie alle anderen Aussagen auch“ (Schäfer & Völter, 2005, S. 179).

108 Straub bezeichnet „die (ethisch, moralisch und politisch ohnehin fragwürdige) Idee einer möglichst lückenlosen Erzählung des ‚gesamten Lebens‘ als blanke Illusion“ (Straub, 2014, S. 75).

kulturellen Mustern sie konstruiert und wie sie sozial strukturiert werden“ (Alheit & Dausien, 2009, S. 298, Kursivsetzung im Original). Hiermit geht eine methodologische Sensibilität dafür einher,

wie Menschen in unterschiedlichen kulturellen Kontexten und sozialen Situationen eine Biographie ‚herstellen‘ und welche Bedingungen, Regeln und Konstruktionsmuster dabei beobachtet werden können. [...] Biographie wird als soziale Konstruktion, als individuelle und kollektive ‚Leistung‘, als ‚biographische Arbeit‘ begriffen, die auf bestimmte gesellschaftliche Problemlagen antwortet, sich bestimmter kultureller Muster bedient und für bestimmte Akteurinnen bzw. Gruppen von Akteuren je unterschiedliche Bedeutung haben kann. In empirischen Studien geht es [...] darum, diese sozial spezifischen biographischen Konstruktionsmuster zu untersuchen und differenziertere Logiken der Erfahrungsrekapitulation herauszuarbeiten. (Alheit & Dausien, 2009, S. 298f.; vgl. zum Konzept der biographischen Arbeit Alheit, 2010; vgl. zum Konzept des Doing Biography Dausien & Kelle, 2005)

Ein solcher Zugang eröffnet die Möglichkeit zur empirischen Spurensuche nach Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen anhand von analytischen Kategorien wie Race, Class, Gender und (Dis-)Ability in Biographien. So können dann auch postkoloniale (vgl. Lutz, 2010; Polat, 2017; Tuider & Lutz, 2018) und durch die Disability Studies beeinflusste (vgl. Buchner, 2018; Karačić & Waldschmidt, 2018; Pfahl, 2011) Varianten der Biographieforschung andocken. Hierdurch wird es möglich, die subjektbildende Relevanz solcher Differenzordnungen auch jenseits spezifischer organisatorischer Kontexte zu untersuchen. So arbeitet beispielsweise Lisa Pfahl (2011) heraus, wie sich die Erfahrung der Beschulung auf Förderschulen im Förderschwerpunkt Lernen in die biographischen Konstruktionen ehemaliger Förderschüler:innen einwebt und auch noch *nach* ihrem Schulbesuch und dem Übergang in das Erwerbsleben prägend ist. Ähnlich setzt sich Buchner (2018) mit biographischen Selbstbeschreibungen von Schüler:innen in der Regelschule auseinander, die dort als behindert adressiert werden, und findet die entsprechenden Deutungsmuster in den Interviews wieder. Rose (2012, S. 274) untersucht die Relevanz „rassismusrelevanter Subjektivierung“ in den Biographien von jungen Menschen mit Migrationserfahrung und bringt die Ergebnisse in eine bildungstheoretische Diskussion ein. Und Nils Uhlendorf (2018, 2020) kann aufzeigen, wie Appelle ökonomischer Optimierung, die sich insbesondere an

Menschen mit Migrationserfahrung richten, sich in biographischen Selbstbeschreibungen niederschlagen, hier je spezifisch aufgegriffen und bearbeitet werden.

Der Anspruch postkolonialer Ansätze in der Biographieforschung besteht dabei, über die Analyse von biographischen Selbstbeschreibungen „in einer Migrationsbiographie nicht die Fremdheit zu rekonstruieren [...], sondern stattdessen Prozesse der Enteignung und der Fremddefinition vorhandener Ressourcen freizulegen“ (Lutz, 2010, S. 125). Dieses Ziel ist eingebettet in den übergeordneten Anspruch postkolonialer Zugänge, „das Fortwirken des Kolonialismus nachzuweisen und koloniale Narrative nachhaltig zu destabilisieren, um letztendlich die Privilegierung der Wissensproduktion des ‚globalen Nordens‘ zu durchbrechen und zur Dekolonialisierung gegenwärtiger Repräsentations- und Machtverhältnisse beizutragen“ (Tui-der & Lutz, 2018, S. 102). Hiermit geht die theoretische (Voraus-)Setzung einher, vom Wirken dominanter, rassifizierender Diskurse auszugehen, womit dann „biographisches Sprechen als eine sich selbst interpretierende und positionierende Praxis verstehbar ist, die im Kontext von Diskursen stattfindet“ (Polat, 2017, S. 201; Lutz, 2010, S. 128). An diese methodologische Position schließt auch die Kritik an der Vorstellung der (*weißen*) Normalbiographie an:

Erzähltraditionen, Deutungsmuster und Bilder, auf die sich biographisches Erzählen stützt, sind jedoch nicht im ‚luftleeren Raum‘ entstanden, sondern haben sich in einem spezifischen kulturellen Kontext herausgebildet. [...] Daraus lässt sich ableiten, dass die Selbst-Beschreibung und Beurteilung als ‚erfolgreiche‘, ‚gelungene‘ oder ‚gescheiterte‘ Biographie einer als Normalitätskonstruktion präsenten kulturellen Matrix folgt. (Lutz, 2010, S. 122; vgl. auch Polat, 2017)¹⁰⁹

109 Damit ist die Diskussion rund um Institutionalisierung, Standardisierung und Entstandardisierung von Lebensläufen (vgl. Kohli, 1985; 1986) angesprochen, die in der soziologischen Biographieforschung auch jenseits postkolonialer Zugänge geführt wird (vgl. Kohli, 1987; Marotzki, 2017, S. 177). Diese Diskussion hat unter anderem zur Entwicklung des Feldes einer erziehungswissenschaftlichen Übergangsforschung geführt (vgl. Walther, 2014), die sich mit der sozialen Strukturierung und Regulierung von Übergängen im Lebenslauf im Allgemeinen sowie deren pädagogischer Adressierung im Besonderen auseinandersetzt (vgl. Walther, Stauber, Rieger-Ladich & Wanka, 2020).

Dabei erinnern Mecheril und Rose (2012) auch in diesem Zusammenhang an das Problem der Reifizierung:

In Ansätzen, die durch Cultural und Postcolonial Studies inspiriert sind, wird deshalb der sozialen Kontextualisierung von Erkenntnisproduktion eine explizite Aufmerksamkeit zuteil. Sie verweisen darauf, dass Wissenschaft, die über ‚die Anderen‘ (etwa ‚die Migranten‘) Auskunft gibt – selbst wenn sie dies in reflektierter Weise im Hinblick auf deren Herstellungsprozesse tut – immer gefährdet ist, nicht nur vorherrschende Bilder über die Anderen weiter zu tragen und zu verfestigen (z. B. ‚Sprachdefizite‘), sondern mehr noch einen Beitrag zur Weiterschreibung gewöhnlich machtvoller Unterscheidungen (z. B. ‚Menschen mit Migrationshintergrund‘) zu leisten. (Mecheril & Rose, 2012, S. 128)

Die kurze Zusammenschau macht deutlich, dass subjektivations-theoretische Ansätze bzw. an subjektivations-theoretische Argumentationen angelehnte Ansätze auf ein bestimmtes theoretisches Repertoire zurückgreifen, das sie in den Fachdiskurs der Biographieforschung einbringen: Die analysierten Biographien werden dabei im Lichte eines diskurstheoretischen Wissens über spezifische Strukturierungen des Sozialen ebenso wie des Subjekts gelesen und entsprechend interpretiert. Damit geht dann unweigerlich auch die Frage einher, wie das theoretische Wissen um Diskurse und Subjektivation zu dem empirischen Material, also den transkribierten Biographien, relationiert wird. Diese Frage wird in den Kapiteln 4.2.4 und 4.2.5 aufgegriffen. Zuvor allerdings wird noch einmal darauf hingewiesen, dass die Annäherung von biographietheoretischen und diskurs-/subjektivations-theoretischen Perspektiven nicht einfach als ein lineares und selbstläufiges Geschehen gedacht werden kann, sondern dass es durchaus grundlagentheoretisch voneinander abweichende Positionen im Kontext von Biographie- und Diskurs-/Subjektivationsforschung gibt, die eine Annäherung zunächst erschwer(t)en.

4.2.3 Methodologische Reibungspunkte zwischen Biographie- und Subjektivationsforschung: Unterschiedliche Auffassungen vom Subjekt

Eine zunächst wichtige Unterscheidung zwischen Biographieforschung und Diskurs-/Subjektivationsforschung ließe sich grob etwa so formulieren: Während die Biographieforschung ausgehend von

der Analyse des biographischen Ichs nach dem Zusammenhang von Ich und Welt fragt, geht die Diskurs-/Subjektivationsforschung von der konstitutiven Verschränkung von Ich und Welt aus und betont dabei, dass das biographische Ich immer schon ein Subjekt im Sinne der strukturierenden Wirkung spezifischer Diskurse darstellt. In diesem Zusammenhang wird in der Literatur immer wieder auf einen unterschiedlich gelagerten Subjektbegriff in der Biographieforschung einerseits und der Diskurs-/Subjektivationsforschung andererseits hingewiesen¹¹⁰:

Arbeiten wie die von Koller (1999) und Reh (2003) thematisierten die Biografie beispielsweise weit stärker als rhetorische Herstellung eines Subjekts, wobei auch einige zentrale Annahmen etwa von Schütze (2016) infrage gestellt wurden. Statt von einer Biografie als möglichst getreuer Abbildung von ‚wahrer Subjektivität‘ wurde eher von Herstellungsprozessen im Sinne von ‚doing biography‘ ausgegangen. (Parade & Uhlendorf, 2021, S. 233)

Im Zusammenhang mit dieser Diskussion kontrastiert Heide von Felden (2020) einen an wissenssoziologische Ansätze des Symbolischen Interaktionismus angelehnten Subjektbegriff, der nach der „subjektive[n] Aneignung der Gesellschaft“ (Felden, 2020, S. 26) fragt und für die Biographieforschung typisch sei, mit einem in subjektivierungstheoretischen Ansätzen im Vordergrund stehenden Subjektbegriff, der orientiert an Foucault stärker das Moment der „Unterwerfung unter gesellschaftliche Normen“ betone und das Subjekt „als Effekt von bestimmten gesellschaftlich-historischen Ordnungen“ verstehe (Felden, 2020, S. 27). So konkretisiert etwa noch Martin Kohli die „biographisch[e] [...] Selbst- und Weltauffassung“ als eine „vom Ich aus strukturiert[e] und verzeitlicht[e]“ Auffassung (Kohli, 1987, S. 432; vgl. auch Schütze, 1987, S. 94). Hier wird also die Frage nach dem Verhältnis von Ich bzw. Subjekt und Welt vor allem aus der Perspektive des (biographischen) Ichs gestellt. Diskurs-/Subjektivierungstheoretische Ansätze verorten sich hier anders, indem sie das biographische Ich als solches bereits als das

110 Allerdings wird auf den folgenden Seiten auch aufgezeigt, dass die Debatte um den Subjektbegriff bereits wesentlich älter ist (vgl. Kohli 1981) und zudem nicht nur *zwischen* Biographieforschung und Diskurs-/Subjektivationsforschung geführt wird, sondern auch *innerhalb* der Subjektivationsforschung selbst (vgl. Bosančić 2022).

Ergebnis diskursiver Strukturierungsprozesse verstehen, die dem biographischen Ich vorgängig sind und dieses erst konstituieren. Uhlendorf (2020, S. 92) weist allerdings darauf hin, dass sich in den späteren Arbeiten Foucaults ein Interesse an der Handlungsmacht der Subjekte finden lässt, wodurch sich die beiden hier zunächst kontrastierten Sichtweisen durchaus annähern lassen (vgl. ähnlich Spies, 2010, 2017, 2019). Bosančić (2022, S. 47) führt in diesem Zusammenhang die Auseinandersetzung an zwischen den Ansätzen der „wissenssoziologisch-interpretativen Subjektivationsanalyse, [...] die an das Interpretative Paradigma der Soziologie anschließt, und von der poststrukturalistischen Diskurs- und Subjektivationsanalyse, [...] die an differenztheoretische Perspektiven anknüpft und die vor allem in der Erziehungswissenschaft situiert ist“. Der wissenssoziologisch-interpretative Zugang werde dabei häufig mit einem starken Subjektbegriff in Verbindung gebracht, welcher konzeptuell eher Momente von Agency betone, der poststrukturalistische Zugang hingegen mit einem schwachen Subjektbegriff, welcher konzeptuell die Relevanz von Diskursen gegenüber dem einzelnen Subjekt betonte (vgl. Bosančić, 2022, S. 47). Bosančić (2022) thematisiert dabei eine Debatte, die unter anderem zwischen ihm und Daniel Wrana (vgl. etwa 2015b) über mehrere Jahre und Veröffentlichungen hinweg geführt wurde, wobei Wrana für die poststrukturalistische Spielart und Bosančić die wissenssoziologische Spielart der Subjektivationsforschung argumentiert.¹¹¹ Bosančić (2022) entwickelt dann in Auseinandersetzung mit Foucault und Butler die Position, dass die grundlagentheoretische Dichotomie zwischen einem starken, wissenssoziologischen Subjektbegriff einerseits und einem schwachen, poststrukturalistischen Subjektbegriff andererseits gar nicht haltbar sei: Die Unterscheidung eines starken und eines schwachen Subjektbegriffs habe lediglich „insofern eine Berechtigung [...], wenn damit gemeint ist, dass die Begriffe des Subjekts, der Akteur*innen oder

111 An anderer Stelle weist Bosančić, gemeinsam mit Keller, auf die Unklarheit bei der Bestimmung von Positionen als poststrukturalistisch hin: „Das Etikett ‚poststrukturalistisch‘ vereinnahmt eine Vielzahl unterschiedlicher bis gegensätzlicher Theoriepositionen. Es ist zudem missverständlich, weil alle an Foucault anschließenden Positionen der Diskursforschung (also auch die WDA) poststrukturalistisch im Sinne Foucaults sind – aber bspw. nicht im Sinne Derridas“ (Keller & Bosančić, 2017, S. 24). WDA ist hier die Abkürzung für die Wissenssoziologische Diskursanalyse, die Keller und Bosančić vertreten.

gar des Menschen in der einen Theoriesprache eher im Mittelpunkt stehen als in der anderen“ (Bosančić, 2022, S. 60). Er begründet dies damit, dass mit der Rede von Agency in der wissenssoziologischen Subjektivierungsforschung

eine situierte Agency in zweifacher Hinsicht gemeint [ist]: zum einen als Agency, die nicht außerhalb symbolischer Ordnungen besteht oder diesen vorgängig ist; sondern als Agency, die im Zusammenspiel zwischen den leibkörperlichen Voraussetzungen menschlichen Seins und der materiellen sowie symbolischen Umwelt prozesshaft konstituiert wird. Zum anderen verweist situierte Agency auf die Umweltbedingungen, also die Beschaffenheit der normativ-symbolischen, materiellen und räumlichen Ordnungen, deren Widersprüche, Vagheit, Unbestimmtheit, Instabilität und Wandelbarkeit Spielräume für Re-Artikulationsprozesse ermöglichen und diese zugleich notwendig machen. (Bosančić, 2022, S. 60)

Bosančić entwirft damit eine methodologische Mittelposition, die weder von einer totalen Strukturdeterminiertheit noch von einer frei flottierenden Agency der Subjekte jenseits von diskursiver Strukturierung ausgeht. An einer solchen Position orientiert sich auch die vorliegende Arbeit, wenngleich sie nicht wissenssoziologisch bzw. über den Zugang der Wissenssoziologischen Diskursanalyse arbeitet.

Anhand von Kohlis (1981) Überblick über die Entwicklung der Biographieforschung lässt sich feststellen, dass die Diskussion um einen starken oder schwachen Subjektbegriff keineswegs neu ist und auch innerhalb der Biographieforschung schon vor der Entwicklung und Berücksichtigung subjektivierungstheoretischer Überlegungen geführt wurde. Kohlis (1981) Ausführungen machen darauf aufmerksam, dass bereits in der von 1918 bis 1920 erstmalig publizierten Studie *The Polish Peasant in Europe and America* (vgl. Thomas & Znaniecki, 2007)¹¹² inhaltlich Fragen verhandelt werden, die Bosančić (2022) mit den Konzepten des starken und schwachen Subjektbegriffs diskutiert. So lautet eine Einschätzung Kohlis an einer Stelle:

112 Die Studie von William Thomas und Florian Znaniecki wird oftmals als eine Art Geburtsstunde der Biographieforschung im engeren Sinn und insbesondere der biographietheoretisch ausgerichteten Migrationsforschung angeführt (vgl. Alheit & Dausien, 2009, S. 288f.; Lutz, 2010, S. 121; Siouti, 2018, S. 225).

4. Methodologische Überlegungen

Die Autoren [William Thomas und Florian Znaniecki; JB] wenden sich damit gegen eine psychologistische Konzeption, in der Gesellschaft als aus psychischen Eigenschaften abgeleitet gedacht wird. Die eigentliche Stoßrichtung [...] zielt aber wohl gegen eine soziologistische Konzeption, in der das Individuum als Handlungsträger nicht mehr vorkommt. In diesem Sinn lässt sich sagen, dass Thomas/Znaniecki die Bedeutung von Subjektivität in sozialen Prozessen betonen. (Kohli, 1981, S. 275f.)¹¹³

Auch wenn Kohli hier eine disziplinübergreifende Auseinandersetzung zwischen Soziologie und Psychologie im Hintergrund sieht, wird ersichtlich, dass die Frage nach der Handlungsmacht der Subjekte bereits rund 50 Jahre vor etwa Foucaults These vom Verschwinden des Menschen in *Die Ordnung der Dinge* (vgl. Foucault, 1974, S. 462) und den sich hieran anschließenden Diskussionen relevant war.¹¹⁴ Für die vorliegende Arbeit wird hieraus der Gedanke abgeleitet, nicht bei der pauschalen Feststellung eines unterschiedlichen Subjektbegriffs in *der* Biographieforschung einerseits und in *der* Diskurs-/Subjektivationsforschung andererseits stehenzubleiben, sondern das spezifische Subjektverständnis, das im theoretischen Teil der Arbeit vorgestellt wurde, für den empirischen Teil der Arbeit aufzugreifen und hier methodologische Impulse zur Konturierung und Umsetzung der Interpretation der Interviews zu entwickeln. Eine subjektivationstheoretische Sicht auf Biographien muss im Übrigen meines Erachtens nicht zwangsweise zum absoluten Verwerfen ‚traditioneller‘ Positionen und Konzepte der Biographieforschung führen. Exemplarisch kann dies an Fritsch Schützes (1983, S. 284) Figur der „Prozeßstrukturen des individuellen Lebensverlaufs“ verdeutlicht werden. Bei Schütze heißt es:

Ich möchte die These vertreten, dass es sinnvoll ist, die Frage nach Prozessstrukturen des individuellen Lebenslaufs zu stellen und davon auszugehen, dass es elementare Formen dieser Prozessstrukturen gibt, die im Prinzip (wenn auch z. T. nur spurenweise) in allen Lebensabläu-

113 Zu einer anderen Einschätzung kommt Lutz (2010), die mit Bezug auf Roswitha Breckner (2005) formuliert, „dass dem Subjektbegriff von Thomas und Znaniecki keine Vorstellung von Eigenstrukturiertheit der Lebensgeschichte zugrunde lag, sondern die Person ‚als Abbild sozialer Organisation im Sinne von objektivierten Institutionen und deren Veränderungen‘ (ebd.: 29) gesehen wurde“ (Lutz, 2010, S. 121).

114 Siehe hierzu auch Fußnote 136 mit dem Verweis auf Wendy Hollway (1984, S. 237).

fen anzutreffen sind. Darüber hinaus nehme ich an, dass es systematische Kombinationen derartiger elementarer Prozessstrukturen gibt, die als Typen von Lebensschicksalen gesellschaftliche Relevanz besitzen. (Schütze, 1983, S. 284)

Hier tauchen Momente auf, die nicht in einem prinzipiellen Widerspruch zu einer subjektivierungstheoretischen Sichtweise stehen, sondern die subjektivierungstheoretisch mutatis mutandis durchaus anschlussfähig sind (vgl. ähnlich bei Kohli, 1987, S. 433): Subjektivierungstheoretisch gefasst können die „elementare[n] Formen dieser Prozessstrukturen“ (Schütze, 1983, S. 284) etwa als subjektbildende Effekte von Diskursen gelesen werden. Schützes Konzept der Prozessstrukturen des Lebenslaufs spielt dennoch für die vorliegende Arbeit eine untergeordnete Rolle und wurde nur exemplarisch aufgerufen. Eine andere biographietheoretische Figur, die hier wichtiger ist und für die sich ebenfalls die Frage stellt, inwiefern diese mit einem subjektivierungstheoretischen Zugang kompatibel ist, ist die des sogenannten biographischen Eigensinns. Sie wird in Kapitel 4.2.5 vorgestellt und in die Argumentation eingeflochten. Ein zuvor allerdings noch notwendiger Schritt besteht darin, aufzuzeigen, inwiefern Biographieforschung und Subjektivationsforschung einander angenähert werden können und welche Überlegungen sich hieraus ergeben.

4.2.4 Möglichkeiten der Annäherung von Biographie- und Subjektivationsforschung

Sowohl Biographie- als auch Subjektivationsforschung sind an der Untersuchung der „Spuren des Kollektiven im Individuellen“ (Alheit, 2005, S. 21) bzw. an der „Verschränkung des Individuellen mit dem Sozialen“ (Buchner, 2018, S. 95) interessiert. So heißt es bei Kohli (1981): „Nicht Persönlichkeitsorganisation, sondern soziale Organisation ist das Thema“ (S. 277). Wolfram Fischer-Rosenthal und Gabriele Rosenthal (1997) schreiben, dass im Rahmen (auto-)biographischer Kommunikation „das Individuum [...] biographisch bzw. autobiographisch in Bezug zur Gesellschaft gesetzt“ wird

(S. 133).¹¹⁵ Buchner schreibt inhaltlich anschlussfähig hieran seine Überlegungen zum Verhältnis von Biographie und Subjektivierung:

Biographien und biographische Erzählungen verraten zwar etwas über Subjektivierung. Sie bilden vergangene Subjektivierungsprozesse aber eben, auch wenn dem erzählenden Subjekt hier reichlich Raum zur vergangenheitsbezogenen Selbstdarstellung eröffnet wird, nicht einfach ab. Im Gegenteil: Sie können als vielschichtiger Prozess verstanden werden, in dessen Rahmen Gegenwart und Vergangenheit aufeinander bezogen werden bzw. Subjektivierung auf verschiedenen zeitlichen Ebenen relevant wird, die sich im Gesagten verschränken. (Buchner, 2018, S. 95)

Ähnlich konturieren Pfahl, Schürmann und Traue (2015, S. 101) ihre Position, wenn sie betonen, dass „autobiographisch[e] Erzählungen [...] keinesfalls als bloße Spiegelungen von Diskursen oder allein als Auseinandersetzung mit den identifizierten Diskursen interpretiert werden“ dürfen. Buchner führt seine Überlegungen dann weiter aus und formuliert den Anspruch, dass in der Untersuchung von Biographien „Subjektivierungsprozesse auf verschiedenen zeitlichen Ebenen in den Blick genommen werden können“ (Buchner, 2018, S. 96; vgl. ähnlich Spies, 2017, S. 84). Er geht hier also davon aus, dass sich im Verlauf des Lebens verschiedene Subjektivierungen aufschichten bzw. sich zu einer individuellen Konstellation entwickeln und dass sich diese Konstellation bei der Analyse biographischer Interviews untersuchen lässt. Dieser Gedanke berührt die Unterscheidung zwischen erzählter Zeit und Erzählzeit, die im Verfahren der Rekonstruktion narrativer Identität methodologisch und methodisch bedeutsam ist (siehe Kapitel 4.3). Im Gegensatz zu Buchner gehe ich allerdings davon aus, dass wir über die Analyse von biographischen Interviews bestenfalls einen mittelbaren Zugang zu Subjektivierungsprozessen zu früheren Zeitpunkten des gelebten Lebens erlangen können: Biographische Kommunikation im Interview adressiert zwar das gelebte Leben (vgl. Nassehi, 1994, S. 53) und insofern durchaus auch lebensgeschichtlich frühere Subjektivierungserfahrungen der Interviewten. Sie ist aber keine reine

115 Vor diesem Hintergrund lässt sich auch Lothar Wiggers (2007) Kritik des fehlenden „Weltbezug[s]“ (Felden, 2019, S. 245) der Biographieforschung entkräften bzw. konstruktiv bearbeiten, mit der sich Felden (2019, S. 245ff.) auseinandersetzt.

Abbildung dieser Erfahrungen. Stattdessen durchläuft die Kommunikation über das gelebte Leben mehrere Konstruktionsschritte, die einerseits zwar Komplexität reduzieren, zugleich aber auch (neue) Komplexität hervorbringen. Eine Komplexitätsreduktion findet beispielsweise dadurch statt, dass nicht alles erzählt werden kann, sondern eine Auswahl getroffen werden muss. Die Hervorbringung neuer Komplexität vollzieht sich etwa darüber, dass die erzählten Ereignisse aus der Erzählzeit heraus kommentiert werden können. Lucius-Hoene und Deppermann (2004) unterscheiden im Zusammenhang mit dem Konstruktionscharakter biographischer Kommunikation zwischen vier Aspekten: „Den Ereignissen, die stattgefunden haben; der Art und Weise, wie wir sie damals erlebt haben; der Art und Weise, wie wir uns heute daran und an unser erlebendes Selbst erinnern; und der Art und Weise, wie wir davon erzählen“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S.29). Damit ist inhaltlich die sogenannte Homologiedebatte in der Biographieforschung angesprochen, die in Kapitel 4.3.2 aufgegriffen wird. Bereits hier möchte ich in einem Vorgriff aber meinen Einwand gegen Buchners (2018) Anspruch anführen, Subjektivation über die Analyse von Biographien auf verschiedenen zeitlichen Ebenen in den Blick zu nehmen: Ein solcher Anspruch würde meines Erachtens notwendigerweise die Homologietheese reproduzieren, weil zur Verfolgung dieses Analyseziels zwingend vorausgesetzt werden muss, dass sich in der situativen autobiographischen Kommunikation früheres gelebtes Leben unmittelbar abbildet. Ohne diese theoretische Voraussetzung lassen sich keine Aussagen über frühere Subjektivationsprozesse machen, sondern bestenfalls über die kommunikative Gestaltung der entsprechenden Sequenzen. Dieser Einwand gegenüber der Möglichkeit der empirischen Rekonstruktion früherer Subjektivation betrifft allerdings nicht die *theoretische* Vorstellung dessen, dass sich Subjektivationserfahrungen, die Menschen im Laufe ihres Lebens machen, als eine individuelle Konstellation niederschlagen: „Mit der Übernahme in habituelle Strukturen, der Ausbildung von Selbst-Positionierungen und der Aufschichtung einer Biographie hat Subjektivierung auch ein konstituierendes Moment“ (Brodersen, 2022, S.116; vgl. ähnlich Bamberg, 2022, S.35). Es ließe sich sogar formulieren: Das gelebte Leben lässt sich subjektivierungstheoretisch nicht denken, *ohne* die Relevanz von Subjektivation in verschiedenen Lebensphasen zu berücksichtigen, da Menschen in diesem Verständnis im Lau-

fe ihres Lebens vielfach und in verschiedenen Zusammenhängen als je spezifische Subjekte mit einem bestimmten Verständnis von sich selbst hervorgebracht werden. Allerdings eröffnet sich über die Analyse des biographischen Interviews nicht die Möglichkeit, diese individuellen Konstellationen jenseits eben der Kommunikation zum spezifischen Zeitpunkt des Interviews zu untersuchen und empirisch einzuholen. Dies ist darin begründet, dass die durch das biographisch-narrative Interview erzeugte Biographie immer eine spezifisch situierte „narrative Darstellung des erzählenden Ich“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S.209) im Hier und Jetzt des Erzählens darstellt und diese Beobachtungsposition im Modus biographischer Selbstbeschreibungen nicht verlassen werden kann.

Ein weiterer Gedanke bei Buchner (2018) erscheint aber auch für die vorliegende Arbeit als sehr hilfreich. Es handelt sich dabei um seine Lesart von Biographien bzw. biographischer Selbstbeschreibung als einem spezifischen Modus der Subjektivierung. Buchner formuliert hierzu:

Dieser Subjektivierungsmodus unterstützt das Subjekt bei der Bewältigung der Herausforderungen der Moderne: Durch die Prämisse einer kohärenten Selbstkonstruktion wird es von den ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auftretenden, immer komplexer werdenden Orientierungsanforderungen (die mit der Herauslösung aus traditionellen Kategorien und Erwartungsfahrplänen entstehen) entlastet [...]. Die sich daraus ergebende, biographische Sicht auf das Selbst fasse ich als essentiellen Bestandteil eines modernen Gouvernementalitätsmodus, der – auf (sozial-)staatliche Dispositive abgestützt – einen ‚Normallebenslauf‘ als Konstruktionsschablone vorgibt. (Buchner, 2018, S. 102)

In einer ähnlichen Stoßrichtung beziehen sich Alheit und Dausien (2009) auf Überlegungen Foucaults zur sozialen Funktion „individueller Beschreibungen und biographischer Berichte“ (Foucault, 1976, S. 247), die dieser in *Überwachen und Strafen* als Strategien und Instrumente zur Überwachung und Verwaltung als solcher identifizierter sowie potenzieller Delinquenten beschreibt.¹¹⁶ Foucaults „sozial-

116 Die Vorstellung davon, dass Menschen individuelle Biographien ‚haben‘ bzw. konstruieren können, setzt auch eine bestimmte Vorstellung und Relevanzsetzung von Individualität voraus. Niklas Luhmann (2008) datiert ein entsprechendes Verständnis im deutschsprachigen bzw. westeuropäischen Kontext auf ungefähr um 1800: „Der Mensch wird als ein Wesen bestimmt, das sich

geschichtlicher Rekurs macht deutlich, dass jenes breiter gewordene Interesse am Biographischen, an der Individualität, nicht zufällig ist. Und sein dezidiert Hinweis auf die veränderten ‚Techniken der Macht‘ lässt keinen naiven Bezug auf die ‚soziobiographische Methode‘ mehr zu“ (Alheit & Dausien, 2009, S. 287; vgl. ähnlich Fischer-Rosenthal & Rosenthal, 1997, S. 134; Straub, 2022, S. 219–223).¹¹⁷ Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen lassen sich Biographien als spezifische Formen der Selbstbeschreibung von Subjekten verstehen, die aus analytischer Perspektive zwar darauf abzielen, etwas über das Selbstverständnis des biographisch kommunizierenden Subjektes zu erfahren: Als wer und wie entwirft sich das Subjekt? Auf wen oder was wird hierbei Bezug genommen und welche Deutungsmuster liegen dem zugrunde? Zugleich stellen Biographien aber aus subjektivierungstheoretischer Perspektive keine Beschreibung eines essenziellen Kerns des Subjektes dar, in der das kommunizierende Subjekt tatsächlich mit sich selbst zusammenfällt. „Denn nach Foucault drückt dieses alltägliche Muster der Selbstwahrnehmung ja keine authentische Selbstbeziehung aus, sondern allenfalls den modernen Subjekt-Diskurs“ (Schäfer & Völter, 2005, S. 175). Insofern ließe sich formulieren, dass die Biographie zwar durchaus etwas über das kom-

selbst individualisiert: als selbstbezügliches Subjekt, das sich selbsttätig so viel Welt als möglich aneignet und sich dadurch selbst bestimmt. Schiller, von Humboldt und viele ihrer Zeitgenossen fordern, der Mensch habe sich so zu bilden, dass er in der Lage sei, „soviel [sic] Welt als möglich zu ergreifen, und so eng, als er nur kann, mit sich zu verbinden“ (Luhmann, 2008, S. 123). Erst auf dieser Grundlage kann ein – alltagsbezogenes, belletristisches oder wissenschaftliches Interesse – an der Auseinandersetzung mit individuell erzeugten Biographien entstehen. Individualität bedeutet in diesem Zusammenhang dann „nicht die isolierte oder isolierbare Geschichte eines Individuums, sondern das ‚Organisationsprinzip‘, die soziale Form eines komplexen interaktiven Konstruktionsprozesses“ (Alheit, 2010, S. 227).

- 117 Hieraus ließe sich, nicht zuletzt angesichts der hochgradig ambivalenten Bedeutung von Forschung im Lichte postkolonialer Perspektiven (vgl. Tuijer & Lutz, 2018, S. 106), durchaus die Frage nach der Legitimation von Biographieforschung in Kontexten wie dem der Zwangsmigrationsforschung ableiten. Bei Alheit und Dausien (2009) heißt es dann weiter, Foucaults „kritische Pointe wirkt überstilisiert. Selbst wenn die Interessen gesellschaftlicher Kontrollinstanzen am individuellen ‚Fall‘ sichtbar zugenommen haben, wenn Tendenzen zu erkennen sind, *jedes* gesellschaftliche Individuum als ‚virtuellen Fall‘ zu behandeln, ist noch nicht ausgemacht, ob jegliches Engagement für biographische Prozesse sich zwangsläufig als Kontroll- und Disziplinarinteresse entlarven muss“ (Alheit & Dausien, 2009, S. 287f., Kursivsetzung im Original).

munizierende Subjekt aussagt, in dieser Aussage aber zugleich über das Subjekt hinausgeht, weil sie gleichzeitig eine Selbstbeschreibung des Subjektes *und darin* Ausdruck bestimmter Diskurse ist, welche das Subjekt als solches erst konstituieren. Tina Spies (2010, S. 133ff.) zieht in diesem Zusammenhang Halls Konzept der Artikulation heran und geht davon aus, dass Positionierungen im biographischen Interview auch etwas über Positionierung in dominanten Diskursen aussagen. Den analytischen Mehrwert des Artikulationskonzeptes Halls sieht sie darin, dass sich darüber nicht nur denken lasse, „dass das Subjekt innerhalb eines Diskurses in die Subjektposition hineingerufen wird, sondern dass es auch in die Position investiert“ (Spies, 2010, S. 136). Anders formuliert sind die Subjekte in diesem Verständnis den subjektivierenden Anrufungen nicht einfach ausgeliefert, sondern können diese zumindest teilweise auch zurückweisen, modifizieren oder eigensinnig nutzen (vgl. hier auch wieder Bosančić, 2022).

Die bis hierhin entwickelte Argumentation enthält bereits implizit, dass ich Biographien auf der einen Seite und Diskurse auf der anderen Seite als Konzepte auffasse, die sich zwar gewinnbringend aufeinander beziehen und sich in einem engen Zusammenhang zueinander denken lassen, dass sie aber nicht als etwas begreife, was ineinander aufgeht: „Unter Biographien ist [...] das zu verstehen, was das griechische Wort bereits vorsieht: eine Beschreibung des Lebens“ (Nassehi, 1994, S. 53). Diskurse verstehe ich demgegenüber als überindividuelle Differenzkonstellationen, die den Einzelnen spezifische Semantiken und Deutungsmuster zur Verfügung stellen, denen sich wiederum biographische Selbstbeschreibungen bedienen. Das heißt, dass autobiographische Selbstbeschreibungen im biographisch-narrativen Interview immer auch Subjektivation bedeutet – und zwar in dem Sinne, dass über das Aufgreifen des je spezifischen Wissens und Materials, das Diskurse zur Verfügung stellen, im Rahmen der biographischen Kommunikation spezifische Subjektformen entstehen. Hieran schließt sich die bereits angesprochene Frage an, wie sich das Verhältnis von Biographie und Subjektivation genauer bestimmen lässt und welches forschungspraktische Vorgehen sich hieraus ergibt.

4.2.5 Zum Verhältnis von Biographie und Subjektivation

Ralf Parade und Nils Uhlendorf (2021) identifizieren in ihrer Zusammenschau der methodologischen Positionen und methodischen Umsetzungen von „Subjektivierungsforschung im erziehungswissenschaftlichen Kontext“ (S. 231) biographietheoretische Ansätze als einen zentralen Zugang von Subjektivationsforschung. Innerhalb dieses Zugangs finden sie verschiedene Herangehensweisen. Sie entwickeln hierzu einen Systematisierungsvorschlag und stellen dabei fest, dass in den von ihnen untersuchten

Arbeiten zum Konnex aus Biografie und Diskurs bislang wenig Konsens darüber herrscht, in welcher Weise Diskurse überhaupt in die Analyse einbezogen werden. Beispielsweise wird die biografische Erzählung teils selbst mit diskursanalytischer Terminologie ausgewertet (z. B. Rose 2012), aus dem Forschungsstand wird ein Diskurs über den Gegenstand entwickelt und mit biografischen Erzählungen ins Verhältnis gesetzt (z. B. Spies 2010; Didero 2014) oder Diskurs und Biografie werden als zwei Materialsorten verstanden, die in unterschiedlichen Schritten ausgewertet und aufeinander bezogen werden (z. B. Freitag 2005; Uhlendorf 2018). (Parade & Uhlendorf, 2021, S. 234)

Die vorliegende Arbeit wäre im Hinblick auf ihren Aufbau und das Vorgehen gemäß dieser Systematisierung bei der zweiten Vorgehensweise einzuordnen. Zugleich aber beinhaltet die dritte Vorgehensweise mit der Betonung der unterschiedlichen Materialsorten von Diskurs und Biographie einen wichtigen methodologischen Aspekt, den ich explizit berücksichtigen möchte und der an die Überlegungen aus dem vorherigen Teilkapitel anschließt. Ich führe dies im Folgenden am Beispiel einer kurzen Auseinandersetzung mit der bei Parade und Uhlendorf genannten Studie von Spies (2010) aus. Spies (2010, S. 17) nennt deren ersten Teil „Kontextbeschreibungen“ und arbeitet hier über die Zusammenschau verschiedener Quellen – etwa Medienbeiträge, Polizeistatistiken und wissenschaftliche Publikationen – verschiedene Aspekte der Thematisierung von Migration, Männlichkeit und Kriminalität heraus. Dabei denkt sie Prozesse des „doing gender und doing ethnicity“ (Spies, 2010, S. 67) mit und versteht „Inszenierungen von Männlichkeit und Ethnizität [...] auch als eine Form der aktiven Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Diskursen“ (Spies, 2010, S. 68). Ähnlich wie dieses Vorgehen bei Spies (2010) ist das Kapitel 2 der vorliegenden Arbeit als ein

Einblick in subjektivationstheoretisch relevante Aspekte im Kontext von Zwangsmigration gedacht. Im empirischen Teil ihrer Arbeit untersucht Spies (2010) dann die biographischen Interviews mit einem Fokus auf die Positionierungen der jungen Männer im Interview und im Diskurs. Sie geht hierfür davon aus, dass der Bezug auf die Positionierungsanalyse in Anlehnung an Michael Bamberg (siehe ausführlich Kapitel 4.4) „geeignet ist, Positionierungen im Diskurs herauszuarbeiten“ (Spies, 2015, S. 144). Die Positionierungsanalyse versteht sie dabei als eine Art empirischer Weiterführung von Stuart Halls theoretischem Konzept der Artikulation (vgl. hierzu ausführlich Spies, 2017, 2019), über die sich die Positionierung in Diskursen empirisch untersuchen lasse. An dieser Stelle möchte ich von dem von Spies vorgeschlagenen methodologischen Weg abweichen und stattdessen die Differenz von Biographie und Diskurs stärker betonen. Im Unterschied zu Spies gehe ich explizit nicht davon aus, dass „Biographieanalyse als Diskursanalyse“ (Spies, 2017, S. 82) verstanden werden kann – auch wenn sich wie oben dargestellt Biographien durchaus im Lichte von diskurs- bzw. subjektivationstheoretischen Annahmen lesen und einordnen lassen. Meines Erachtens stellen Biographien dann so etwas wie die subjektive Aneignung von Diskursen dar. Diskurse erschöpfen sich aber nicht in der Dimension ihrer subjektiven Aneignung, sondern das Diskurskonzept betont im Verständnis der vorliegenden Arbeit ja gerade eine übersubjektive bzw. subjektbildende Dynamik von Diskursen. Sie sind also mehr als die Subjekte, die sie hervorbringen und denen sie das (unter anderem sprachliche) Material zur Verfügung stellen, über das sich die Subjekte selbst beschreiben. Insofern kann die Analyse autobiographischer Selbstbeschreibungen nie eine systematische Diskursanalyse im engen methodischen darstellen oder ersetzen.¹¹⁸ In der Positionierungsanalyse wird das Verhältnis von mikrosprachlichen Äußerungen und Diskursen als „micro-macro-

118 Spies selbst schränkt an anderer Stelle ein: „Bei aller Begeisterung sollte in diesem Zusammenhang jedoch stets berücksichtigt werden, dass sich Positionierungen innerhalb einer biographischen Erzählung nicht ohne weiteres einer bestimmten Subjektposition innerhalb eines spezifischen Diskurses zuordnen lassen. Die Frage danach, auf welche konkreten Diskurse innerhalb einer Erzählung Bezug genommen wird, lässt sich letztlich nur diskursanalytisch beantworten“ (Spies, 2017, S. 84). In ihrer Studie von 2010 schlagen diese Bedenken noch nicht so stark durch.

problem“ (Deppermann, 2013a, S. 11) diskutiert (siehe hierzu Kapitel 4.4). Dabei wird die Differenz von konkreter sprachlicher Äußerung einerseits und der theoretischen Figur des Diskurses andererseits betont. Es stellen sich dann auch die Fragen, „what statements and assumptions does a D-discourse consist of“ (Deppermann, 2015, S. 381) und wie ein im Material als solcher identifizierter Diskurs von einem anderen Diskurs methodisch abgegrenzt werden kann. Im Hintergrund dieser Überlegungen steht hier der Gedanke, dass das theoretische Konzept von Diskurs genau auf die schwer überschaubare Komplexität und die Uneindeutigkeit sozialer Prozesse und Konstruktionen verweist, anstatt auf eindeutig Identifizierbares: „Postmodern theorists have shown that discourses are fragmentary, self-contradictory, and subject to conflicting interpretations“ (Deppermann, 2015, S. 381).¹¹⁹ Foucault drückt dies mit der Metapher vom „Wuchern der Diskurse“ (Foucault, 1977, S. 50) aus. In eine ähnliche Richtung weist auch Gilles Deleuzes und Félix Guattaris (1977, S. 34) der Botanik entlehnte Konzept des „Rhizom[s]“, das bei ihnen als Modell zur Beschreibung von Wissensstrukturen weniger komplex strukturierte Modelle wie das des Baumes ablöst. In diesem Sinne verweist die Figur des Diskurses gerade auf eine Art und Weise der Wissensorganisation, die sich eben nicht durch lineare und leicht nachvollziehbare Formen, sondern durch eine hohe Komplexität aufgrund von Verschachtelungen und Verwobenheiten auszeichnet, was wiederum die isolierte Betrachtung *eines* Diskurses im Sinne einer klar abgrenzbaren Entität im Prinzip verunmöglicht. Um Diskurse empirisch untersuchen zu können, sind dann Komplexitätsreduktionen zur Operationalisierung unvermeidlich.¹²⁰ In aktuelleren diskurs-/subjektivations-theoretischen Publikationen aus dem deutschsprachigen Forschungsraum wird in diesem Zusammenhang

119 Deppermann führt dann noch weiter aus: „Even if it can be methodically demonstrated that some discourse matters more in some segments of society (e.g., certain media sources), it does not necessarily follow that actors in some field – tellers of a given story, for example, or, more precisely, participants in some stretch of interaction under study – orient to this discourse“ (Deppermann, 2015, S. 382).

120 Dabei betont Anna de Fina (2013, S. 44) die Grenze solcher Operationalisierungen: „Indeed, a certain degree of vagueness when talking about such high level constructs is inevitable“.

das Konzept der „doppelte[n] Empirie“ (Bosančić, Pfahl & Traue, 2019, S. 143) angeführt:

Doppelte Empirie heißt dabei, dass mindestens zwei Datentypen analysiert und in ein Verhältnis gesetzt werden. Auf diese Weise können subjektivierende Diskurse auf systematische und empirisch fundierte Weise von den empirischen, d. h. nicht einfach von Strukturen und Diskursen ableitbaren Ausprägungen von Subjektivierungswirkungen unterschieden werden. Außerdem wird es dadurch möglich, die Transformation von Diskursen als kontingenten Effekt ihrer Subjektivierungsform zu begreifen, d. h. die Rückwirkung von Subjekten auf symbolische und institutionelle Strukturen zu rekonstruieren. (Bosančić et al., 2019, S. 143)

Die vorliegende Arbeit weicht von dem Vorschlag der Autor:innen ab, eine methodisch eigenständige Diskursanalyse durchzuführen, und nutzt stattdessen die in Kapitel 2 zusammengetragenen Forschungsergebnisse. Das hierüber zusammengetragene Wissen über Subjektivation in Zusammenhang mit Zwangsmigration wird dann im Rahmen der empirischen Analyse als theoretisches Kontextualisierung genutzt, um das empirische Material in einem separaten Analyseschritt vor diesem Hintergrund zu interpretieren (siehe unten). Die Ergebnisse, die sich aus der Analyse der biographischen Interviews nach dem Verfahren der Rekonstruktion narrativer Identität (siehe Kapitel 4.3) ergeben, werden also in einem zweiten Schritt mit den stärker verdichteten und abstrahierten Wissensbeständen aus der Literatur in Beziehung gesetzt, um die Analysen der biographischen Interviews in Anlehnung an Koller (1999, S. 165) subjektivationstheoretisch „überhaupt erst ‚zum Sprechen bringen‘“ zu können (vgl. ähnlich Felden, 2020, S. 29).¹²¹ Bezogen auf ethnographische Forschungszugänge argumentiert Herbert Kalthoff (2003,

121 Koller (1999) schreibt an dieser Stelle, er verfolge „den Versuch, systematisch-theoretische Erörterung und empirische Forschung in ein produktives Wechselverhältnis zu bringen, bei dem keiner der beiden Seiten eine Vorrangstellung zukommt“ (S. 165). Dabei geht es ihm allerdings vielmehr um die im Zentrum seiner Arbeit stehenden theoretischen Figuren von „Bildung und Widerstreit“ (Koller, 1999, S. 3) sowie die untersuchten Biographien als um das Verhältnis von Biographie und Diskurs. Dennoch erscheint sein grundlegender Gedanke sinnvoll, ausgehend von je spezifischen theoretischen Sensibilisierungen entsprechende Fragen an das Material zu stellen. Dies impliziert dann auch, dass die theoretischen Figuren „in der Auseinandersetzung mit dem empirischen Material geprüft und gegebenenfalls präzisiert, modifiziert, weiter ausgearbeitet oder gar grundlegend revidiert werden“ müssen (Koller, 1999, S. 165).

S. 82) bei der Diskussion ähnlicher methodologischer Problemstellungen für eine „realistisch[e], dokumentaristisch[e] Einstellung“ bei der Auswertung von empirischem Material. Er führt dazu aus:

Während die Ethnografin ihr Material analysiert, nimmt sie eine dokumentarische Qualität ihres Materials an, für die eine Abbildtheorie der Schrift und damit eine direkte Korrespondenz von schriftlicher Darstellung und sozialer Wirklichkeit kennzeichnend ist. [...] Sie muss es, denn sie kann nicht Aussagen über die soziale Welt treffen und zugleich die Grundlagen ihrer Aussage in Frage stellen. (Kalthoff, 2003, S. 83)

Es handelt sich bei dem von Kalthoff beschriebenen Vorgehen um einen notwendigen erkenntnistheoretischen Modus, der notwendigerweise eingenommen werden *muss*, wenn der Anspruch besteht, Aussagen über die Bedeutung der im empirischen Material analysierten (Differenz-)Konstruktionen für das Soziale, das Subjekt und dessen Konstitution zu entwickeln. Oder in Kollers Worten und übertragen auf die Interpretation biographischer Interviews: Dieser wieder einen Schritt in die Nähe eines Verständnisses von Sprache als Abbildung von Wirklichkeit tretende Modus muss eingenommen werden, wenn die Biographien subjektivations-theoretisch zum Sprechen gebracht und nicht ausschließlich als situatives Produkt verstanden werden sollen, das keinerlei über die Interviewsituation hinausgehenden Aussagen erlaubt. Weitere Überlegungen hierzu stellen Susanne Gottuck und Mecheril (2014) in Auseinandersetzung mit ethnographischen Zugängen in der kulturwissenschaftlichen Bildungsforschung an. Auch wenn sie jenseits der Biographieforschung entwickelt wurden, erscheinen ihre nachfolgenden Überlegungen auch für die vorliegende Arbeit sinnvoll:

Bestimmte Spielarten der ethnomethodologisch orientierten soziologischen Ethnographie neigen in einer methodologischen Präferenz für ‚situative Ordnungen‘ also dazu, sowohl makrostrukturelle als auch historisch gewachsene Konstitutionsbedingungen der Felder und Gegenstände [sic] die sie bearbeiten, nicht in den Blick zu nehmen. Verstehen wir diese Spielart der Ethnographie als (sozusagen: erkenntniskulturelle) Praxis, können wir sagen, dass es sich hier um eine Erkenntnispraxis der tendenziellen Dekontextualisierung sozialer Zusammenhänge handelt, die gefährdet ist, das ‚Soziale‘ auf das Format situativer und situativ hervorgebrachter Praxis zu reduzieren. (Gottuck & Mecheril, 2014, S. 94f.)

4. Methodologische Überlegungen

Gottuck und (2014) plädieren nun demgegenüber dafür, „fundamental[e] (Differenz-)Ordnungen [...], die ihren Widerhall beispielsweise in der Funktionsweise von Organisationen und Institutionen oder in dem Muster der Interaktion finden“ (S.100), methodologisch zu berücksichtigen, damit die Beobachtung dieser Ordnungen in die empirische Analyse eingehen kann (vgl. ähnlich mit Fokus auf Zwangsmigration Koopmann & Schriever, 2023a). Die methodologische Figur, durch die sie die Berücksichtigung übersituativer Ordnungsprinzipien gewährleistet sehen, ist die des *Kontextes*. Der Kontext wird dabei allerdings nicht als ein bloßes Außen der Situation gedacht wird: Er „wirkt, sei dies den Akteuren nun bewusst oder nicht, auf Grund von Verinnerlichung und Materialisierung in der Situation und in dem Handeln“ (Gottuck & Mecheril, 2014, S. 97).¹²² Mit Bezug auf die vorliegende Arbeit und die Analyse biographischer Interviews lassen sich nun die Überlegungen Gottucks und Mecherils etwa so übertragen: Die autobiographischen Konstruktionen in den Interviews sind Ergebnis eines „spezifischen Regel-Code-Ressourcen-Komplex[es], der transsituativ Sinn stiftet und durch fortlaufende Sinnstiftung in und mittels sozialer Praxis Geltung verwirklicht“ (Gottuck & Mecheril, 2014, S. 98). Bei Sue Widdicombe und Cristina Marinho heißt es passend hierzu:

Discourses provide culturally available resources which may be used by people to construct their self-identities in talk. It is proposed that when a person uses the culturally available terms, metaphors, and statements which constitute a particular discourse to talk about themselves, they position themselves within that wider discourse. Since these discursive resources incorporate history, culture, politics, and ideology, this framework provides a way of understanding the relationship between autobiographies or the stories people tell about themselves and the wider context within and through which those stories are produced. As people tell stories about themselves on a particular occasion, and they use terms or phrases from a succession of Discourses, they position themselves momentarily within each of those discourses, building a self-identity that is multiple, fragmented, and fleeting. (Widdicombe & Marinho, 2021, S. 63)

122 Dabei wird nicht ausgeführt, angelehnt an welche Theorieperspektiven Verinnerlichung und Materialisierung hier gedacht werden. Die hier formulierte Grundfigur ist aber anschlussfähig an das Verständnis von Subjektivation, das in Kapitel 3 entwickelt wurde.

Diese methodologische Position nun kann insofern kippen, als die Gefahr besteht, die Biographien auf einen Schauplatz diskursiver Formung zu reduzieren und jegliche biographische Selbstbeschreibungen der Interviewten ausschließlich hierauf zu beziehen (vgl. Pfahl et al., 2015, S. 101). Damit würde die von Gottuck und Mecheril (2014) kritisierte Ausblendung von Kontext in das ihr gegenüberstehende Extrem verfallen: Statt eines Ausblendens der Bedeutung des Kontextes für biographische Selbstbeschreibungen würden die situativen biographischen Selbstbeschreibungen dann letztlich vollkommen in abstrakten theoretischen Konzepten aufgehen, die versuchen, übersituative Momente von Ordnung begrifflich erfassbar zu machen. Mecheril und Gottuck (2014, S. 94) sehen, angelehnt an Isabell Diehm, Melanie Kuhn und Claudia Machold (2013, S. 36f.), in der Ausblendung von Kontext die Gefahr, Ungleichheitsverhältnisse zu ignorieren. Umgekehrt ließe sich nun in Bezug auf den Gegenstand der vorliegenden pointieren: Wenn der subjektivations-theoretische Blick auf biographische Interviews ohnehin weiß, dass die Interviews bloß Ausdruck, beispielsweise rassifizierender und fähigkeitsbezogener, Subjektivation im Diskursraum Flucht sind, dann werden die Interviews eigentlich gar nicht mehr gebraucht, weil das Ergebnis von deren Interpretation dann im Vorfeld klar ist. Insofern braucht es eine methodologische Mittelposition, die Kontext weder ausblendet noch totalisiert. „An dieser Stelle erweist sich als anschlussfähig, dass unterschiedliche Ansätze in der (erziehungswissenschaftlichen) Biografieforschung grundsätzlich von einer Eigensinnigkeit biografischer Konstruktionen ausgehen“ (Thon, 2016, S. 187; vgl. hierzu auch Schulze, 2002). Nun sind aber solche Annahmen einer im Subjekt verankerten Eigensinnigkeit subjektivations-theoretisch gesehen insofern verdächtig, als sie Gefahr laufen, zu starke theoretische (Voraus-)Setzungen oder essenzialisierende Zuschreibungen vorzunehmen (vgl. Bosančić, 2019, S. 45; 2022, S. 58). Christine Thon (2016) legt allerdings eine diskurstheoretische Reformulierung des biographietheoretischen Konzepts von Eigensinnigkeit vor, für das sie sich auf Andreas Hanses (2010) bezieht und dessen Auseinandersetzung mit einem Gedanken Foucaults (1978) in *Dispositive der Macht* heranzieht: Foucault unterscheidet dort zwei verschiedene Wissensarten voneinander. Es ist dies zum einen das über Diskurse erzeugte und transportierte Wissen, das Foucault hier als unterwerfendes Wissen konzipiert, und zum anderen ein

„lokale[s] Wissen der Leute“, das aus Sicht des Diskurses „disqualifiziert[e] Wissensarten“ darstellt (Foucault, 1978, S. 61). Foucault geht nun davon aus, dass das lokale Wissen einen Raum bildet, den das diskursive Wissen nicht vollkommen durchdringen kann und in dem sich etwas formiert, das sich vom Wissen des Diskurses unterscheidet. Thon leitet hieraus ab, dass „Phänomene von Widerständigkeit und von punktueller Verweigerung gegenüber den aus den dominierenden Diskursen resultierenden Erfordernissen [...] sich auf solche Wissensarten zurückführen“ (Thon, 2016, S. 189) lassen. Damit begründet sie Annahmen einer biographischen Eigensinnigkeit und gar einer Widerständigkeit als solche, die „nicht im Subjekt, sondern [...] als Effekt von wechselnden Hegemonialisierungen und Antagonismen im Diskurs lokalisiert“ (Thon, 2016, S. 194) sind.¹²³ Die von Thon hier vorgeschlagene Argumentation eignet sich meiner Erachtens, um eine methodologische Position zu entwickeln, die

123 Es ließe sich allerdings fragen, wie sich Foucaults Annahme, dass die lokalen Wissensarten dem Wissen der Diskurse entgegenstehen und eine Art widerständiges Wissen bilden, überhaupt begründen lässt. Bezieht man zum Beispiel Foucaults Überlegungen zum Verhältnis von Macht und Widerstand gegen die Macht aus *Der Wille zum Wissen* (vgl. Foucault, 1977, S. 115ff.) ein, lässt sich die Relationierung vom Wissen der Diskurse und einem diesem widerständig gegenüberstehendem lokalen Wissen der Unterworfenen nicht aufrechterhalten, weil Foucault in *Der Wille zum Wissen* „den Widerstand als Effekt ebender Macht [fasst], gegen die er sich richten soll“ (Butler, 2013, S. 94). Aus dieser Perspektive wären das widerständige, und somit scheinbar den Diskurs irritierende, lokale Wissen der Leute vielmehr als eine den Diskurs stabilisierende Strategie der Integration von disqualifizierten Wissensformen in die qualifizierten Wissensformen des Diskurses selbst auszuweisen. Damit würde auch die von Thon daraus abgeleitete methodologische Figur in sich zusammenfallen: Die biographische Eigensinnigkeit, die den Subjekten zugestanden (oder vorgegaukelt?) wird, wäre dann letztlich eine Form der Stabilisierung des Diskurses selbst. Psychoanalytisch und zugespitzt formuliert bedient diese Strategie des Diskurses Größenphantasien, vielleicht auch eine Art Größen-Selbst der Subjekte (vgl. zum Größen-Selbst als einer Figur der Selbstpsychologie: Kohut, 1973, S. 127ff.; vgl. zusammenfassend und im Kontext von Abwehrmechanismen: Ehlers, 2014, S. 23; Stemmer-Lück, 2012, S. 140). Trotz dieser möglichen Einwände greife ich die von Thon entwickelte Begründungsfigur einer biographischen Eigensinnigkeit der Subjekte auf. Hierzu auch noch einmal Gottuck und Mecheril (2014, S. 89): „Dass Macht total ist, schließt nun aber nicht aus, dass sie auch spezifisch sein kann und in dieser Spezifität mit unterschiedlichen und unterscheidenden Formen der Zubilligung und Verwehrung von Handlungsmöglichkeiten einhergeht“.

zwar einerseits sensibel für „außersituativ historisch sedimentierte und biographisch aufgeschichtete [...] Machtverhältnisse“ (Diehm et al., 2013, S. 35) ist, diese aber auch nicht totalisiert bzw. die biographischen Konstruktionen nicht im Kontext aufgehen lässt. Dabei geht es der Interpretation der Interviews dann nicht darum, „die Wirkmächtigkeit der Ordnungen ‚zu beweisen‘“, sondern „soziale Praxis unter der Voraussetzung der Wirkmächtigkeit dieser Ordnungen“ (Gottuck & Mecheril, 2014, S. 105) zu untersuchen. Pfahl, et al. (2015) sprechen diesbezüglich von der

Rekonstruktion der autonomen, aber strukturell eingebetteten Entwicklungslogik biographischen Handelns. Die institutionell kontextualisierten Diskurse können dabei als Bewährungs- und Zumutungskontexte, aber auch als Legitimationsressourcen für das Handeln der Akteure begriffen werden. Es ist zu fragen, in welchen Deutungs- und Handlungskontexten Individuen Semantiken und Praktiken der Diskurse anwenden. (Pfahl et al., 2015S. 101; vgl. auch Alheit, 2005, S. 21f.)

Forschungspragmatisch konkretisiert sich diese Position in der vorliegenden Arbeit insofern, als die Interpretation der biographischen Interviews zunächst im Sinne des nachfolgend vorgestellten Verfahrens der Rekonstruktion narrativer Identität mit sehr sparsamem Einsatz von Kontextwissen durchgeführt wurde und erst danach in einem zweiten Schritt die Analyseergebnisse unter Einbezug von Kontextwissen subjektivations-theoretisch eingeordnet bzw. weiterinterpretiert wurden.¹²⁴ Auch die Ergebnisdarstellung orientiert sich an diesem zweistufigen Vorgehen und erstreckt sich damit über die beiden Kapitel 6 und 7.

124 Die bewusst so diffus gehaltene Formulierung des *sparsamen Einbezugs von Kontextwissen* soll darauf verweisen, dass es schlicht nicht möglich ist, Wissen, das etwa durch die Rezeption von Studien für das Kapitel zum Anschluss an den Forschungsstand zusammengetragen wurde, vollkommen zu ignorieren oder künstlich zu vergessen. Wenn im Prozess der empirischen Analyse solche Wissensbestände angesprochen wurden, wurde dies zwar in den Analysenotizen vermerkt, explizit einbezogen wurde es aber erst zu einem späteren Zeitpunkt.

4.3 Methodologische Verortung des Verfahrens der Rekonstruktion narrativer Identität

Das Verfahren der Rekonstruktion narrativer Identität ist ein von Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann (2004) entwickelter Zugang zur Arbeit mit narrativen Interviews, der sich durch eine Reihe spezifischer methodologischer Verortungen und entsprechender methodischer Strategien auszeichnet, die sich für die vorliegende Arbeit als sinnvoll erwiesen haben. Das Verfahren der Rekonstruktion narrativer Identität sowie das Verständnis des Verhältnisses von narrativer Identität und Subjektivation wird im Folgenden dargestellt.

4.3.1 Grundzüge des Verfahrens der Rekonstruktion narrativer Identität

Das Verfahren der Rekonstruktion narrativer Identität stellt einen interaktionistischen Zugang zu narrativen Interviews dar. Dies impliziert, dass das „Interview als Interaktion“ (Deppermann, 2013b, Abs. 1) begriffen wird¹²⁵, in deren Rahmen Bedeutung im Allgemei-

125 Dennoch wird im Folgenden des Öfteren vom Interview als Text die Rede sein. Ich nutze diese Formulierung, um zu betonen, dass die Interpretation die Übersetzung der Interviewinteraktion in die Form eines Textes adressiert und dass die Interpretation keinen unmittelbaren Zugang zur situierten Interviewinteraktion hat. Dies korrespondiert mit den Ausführungen und analytischen Strategien von Lucius-Hoene und Deppermann (2004), dennoch ist die Anmerkung wichtig, weil Deppermann (2013b) mit der Gegenüberstellung des Verständnisses vom Interview als Interaktion einerseits und als Text andererseits arbeitet. Mit der Übersetzungspraxis von Audioaufnahmen von Interviews in ein Transkript setzt sich auch Reh (2003, S. 78ff.) auseinander. Sie spricht dabei von der „Illusion der Möglichkeit einer ‚wahrheitsgetreuen‘ Gesprächswiedergabe im Sinne einer chronologischen Aufzeichnung aller Kommunikationselemente“ (Reh, 2003, S. 80). Unter Berücksichtigung dieser Argumentation habe ich mich auch dem Vorschlag von Reh (2003, S. 80) angeschlossen, für die Transkription „ein Textnotationsverfahren und keine Partiturnotation zu wählen“. Damit weiche ich von dem von Lucius-Hoene und Deppermann (2004) genutzten Transkriptionssystem des Gesprächsanalytischen Transkriptionssystems (kurz GAT, vgl. Selting et al., 2009) ab. Die von mir genutzten Transkriptionsregeln sind dem Anhang der Arbeit beigelegt. Sie stellen einen Kompromissversuch im Spannungsfeld dar, Feinheiten der

nen und narrative Identität im Besondern kokonstruktiv ausgehandelt und hergestellt werden (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 33ff.). Diese methodologische Position schlägt sich auch in einer entsprechenden methodischen Sensibilisierung nieder. So ist die Interaktionsdynamik zwischen interviewter und interviewender Person explizit Gegenstand der Auswertung (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 257ff.). Mit dem interaktionistischen Verständnis von Interviews geht auch einher, dass narrative Interviews nicht als Abbildung von Realität verstanden werden, sondern davon ausgegangen wird, dass hier eine je spezifische Wirklichkeit hergestellt wird (vgl. auch Bamberg, 1999; Wortham, 2000). Narrative Identität verstehen Lucius-Hoene und Deppermann mit Bezug auf Paul Ricœur (1991) als „diejenigen Aspekte von Identität [...], die im Modus der autobiografischen Narration dargestellt und hergestellt werden“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 47). Einige Seiten später konkretisieren die Autor:innen:

In dieser Sicht ist narrative Identität die Art und Weise, wie ein Mensch in konkreten Interaktionen Identitätsarbeit als narrative Darstellung und Herstellung von jeweils situativ relevanten Aspekten seiner Identität leistet. Unter narrativer Identität verstehen wir eine lokale und pragmatisch situierte Identität, die durch eine autobiografische Erzählung hergestellt und in ihr dargestellt wird. (Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 55)

Damit wird narrative Identität als ein empirisches Konzept genutzt bzw. empirisch herausgearbeitet und fundiert. Insofern narrative Identität als etwas Lokales und Situatives verstanden wird, ist sie auch etwas Dynamisches und Veränderliches. Dementsprechend betonen die Autor:innen, dass das, was als narrative Identität am Ende der Interpretationsprozesse steht, nicht zwangsläufig eine in sich geschlossene Figur sein muss, sondern durchaus widersprüchliche Anteile enthalten kann (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 212) und dass ihr Verfahren explizit nicht auf „die Suche nach der in der Literatur oft beschworenen ‚biografischen Gesamtgestalt‘“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 287) abzielt. Zu diesem Verständnis von narrativer Identität passt das Konzept der

Artikulation möglichst zu berücksichtigen und gleichzeitig einen, „gemessen an schriftsprachlichen Konventionen“ (Reh, 2003, S. 80), lesbaren Text zu produzieren.

„Biographizität“, worunter Alheit (2010, S. 242) die Fähigkeit und Möglichkeit versteht, das eigene Leben in verschiedenen „Kontexten, in denen wir es verbringen (müssen), immer wieder neu auslegen“ und entsprechende Versionen des eigenen Lebens bzw. Geschichten über das eigene Leben sowie von sich selbst entwickeln zu können. Mit dem dargelegten Verständnis von narrativer Identität als empirischem Konzept geht einher, dass sehr nah am Text interpretiert wird (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, Kap. 9). Dabei wird zwischen einer grobstrukturellen Analyse und einer Feinanalyse unterschieden (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 317), wobei dann sowohl sequenziell der Textlogik folgend¹²⁶ als auch sequenzübergreifend interpretiert wird (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 320).

Grundlage sowohl der grobstrukturellen Analyse als auch der Feinanalyse ist die Unterscheidung verschiedener Textsorten: des Erzählens im engen Sinne, des Beschreibens und des Argumentierens. „Das allgemeinste Merkmal des Erzählens ist die sprachliche Darstellung eines Wandels in der Zeit. Die Darstellung von Veränderung, von zeitlichem Verlauf des Dargestellten in linear angeordneten Sätzen gehört konstitutiv zum Erzählen“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 21; vgl. Habermas, 2019, S. 17; Labov & Watzky, 1973). Zwar kommt dem Erzählen im engen Sinne eine Art Vorrangstellung gegenüber anderen Textsorten zu, Lucius-Hoene und Deppermann (2004, S. 157, 169, 172) argumentieren aber an mehreren Stellen dafür, auch die anderen Textsorten als relevant für die Rekonstruktion narrativer Identität zu verstehen¹²⁷. Dabei

126 Das sequenzanalytische Vorgehen kann dabei als eine methodologische Analogie zur „Sequenzialisierung des Lebens, die sich auch in den Lebensverläufen der Individuen zeigt“ (Walther, 2014, S. 17), verstanden werden. Walther bezieht sich hier auf Kohlis Figur der „Institutionalisierung des Lebenslaufs“ (Kohli, 1985, S. 1) als ein Phänomen moderner (westlicher) Gesellschaften. Bei Buchner (2018, Kap. 6) wird diese Figur dann subjektivationstheoretisch gelesen.

127 Nassehi und Saake (2002, S. 73) formulieren zum Einbezug anderer Textsorten als die des Erzählens im engen Sinne: „Es ist womöglich ein Denkfehler, nur in Interviews, in denen Probanden erzählen, Biographieforschung zu sehen. Biographisch informiert sind alle Texte, die den einzelnen als Beobachter seiner selbst positionieren, egal ob er erzählt, argumentiert oder gar – der Biographieforschung am verdächtigsten – reflektiert“. In einer ähnlichen Stoßrichtung heißt es bei Wrana (2015a): „Eine Positionierung kann in Narrationen

erwähnen sie auch, dass rein pragmatisch eine einwandfreie Isolierung der verschiedenen Textsorten nicht immer möglich ist. Als Untersuchungsgegenstand für die Rekonstruktion narrativer Identität dienen kurze Sequenzen aus dem jeweiligen biographischen Interview. Diese werden auch als sogenannte „small stories“ (Bamberg & Georgakopoulou, 2008, S. 377) bezeichnet.¹²⁸ Ihre Bedeutsamkeit ergibt sich aus der grobstrukturellen Analyse des Interviews, bei der das Interview in verschiedene Sequenzen eingeteilt wird, orientiert vor allem an zentralen Themen oder dem Wechsel von Textformen. Der aus der Positionierungsanalyse (siehe Kapitel 4.4) stammende Impuls, sich auch kurzen Sequenzen zuzuwenden, impliziert methodologische Aufwertung solcher vergleichsweise kurzen, und insofern vielleicht zunächst unscheinbaren, Textpassagen im Hinblick auf die darin beobachtbaren Momente der Identitätskonstruktion.

Zwar ist das Verfahren der Rekonstruktion narrativer Identität an der Analyse des Interviewtextes auf Mikroebene interessiert, gleichzeitig aber gehen Lucius-Hoene und Deppermann (2004) davon aus, dass die individuelle Biographie und die darin vorgenommenen Positionierungen nicht ohne den Bezug zu übergeordneten (Deutungs-)Mustern bzw. „kulturell verbreiteten Diskurse[n]“ (S. 254) zu denken sind. Die Autor:innen fassen unter Diskurs „sämtliche Wissensbestände, Annahmen, Meinungen und Einstellungen etc., die gesellschaftlich weit verbreitet sind“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 254). In den methodologischen Diskussionen rund um die Positionierungsanalyse, in denen *Diskurs* explizit in Anlehnung an Foucault verstanden wird, wird diese Thematik unter dem

vollzogen werden, aber auch in Argumentationen oder in Differenzsetzungen“ (Wrana, 2015a, S. 130; vgl. ähnlich Koller, 1999, S. 177; Uhlendorf, 2018, S. 148). Ich schließe mich dieser Position an und erachte sie für die Auswertung sämtlicher Textsorten im Interview als relevant. Eine Gegenposition hierzu vertreten etwa Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997, S. 136; vgl. auch Rosenthal 2015, S. 163).

- 128 Das Konzept der Small Stories ist allerdings kein genuin biographietheoretisches, sondern bezieht sich ursprünglich auf natürliche Protokolle, also die Aufnahme und Verschriftlichung von Interaktionssequenzen jenseits des gezielt und insofern künstlich konstruierten Settings des biographischen Interviews. Das komplementäre Konzept zu dem der Small Stories ist das der „full-fledged stories“ oder auch der „big stories“ (Bamberg & Georgakopoulou, 2008, S. 382; vgl. auch Bamberg, 2007).

sogenannten Micro-Macro-Problem verhandelt, das in Kapitel 4.4 ausführlicher vorgestellt wird.

Eine wichtige analytische Unterscheidung im Verfahren der Rekonstruktion narrativer Identität ist die zweier Zeitebenen, der Erzählzeit und der erzählten Zeit. Ausgangspunkt hierbei ist, dass jede autobiographische Konstruktion eine Erzählung über das eigene vergangene Leben aus der Perspektive der Gegenwart heraus ist. Hieraus folgt, dass der Autobiograph:in der Ausgang der Geschichte über ihr Leben bereits bekannt ist und die gegenwärtige (Erzähl-)Situation insofern einen Einfluss darauf hat, wie die Lebensgeschichte konstruiert und strukturiert wird (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 25).¹²⁹ Hiermit hängt zusammen, dass auch Erinnerungsprozesse nicht als lineare Abbildung von Vergangenem verstanden werden (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 30). Stattdessen betonen die Autor:innen das Moment der Konstruktion im Prozess des Erinnerns sowie die Relevanz der Gegenwart für die Hervorbringung einer erinnerten Vergangenheit. Die Arten und Weisen der Selbstbeschreibung werden dementsprechend sowohl auf der Ebene der erzählten Zeit als auch auf der Ebene der Erzählzeit untersucht und können dann auch in ein Verhältnis zueinander gesetzt werden. Entscheidend hierbei ist, dass Selbst- und Fremdpositionierungen, die in der erzählten Zeit vorgenommen werden, dahingehend befragt werden, welche Funktionalität ihnen für die Konstruktion welcher spezifischen narrativen Identität im Hier und Jetzt der Erzählsituation zukommt (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 202ff.). Dabei betonen die Autor:innen durchweg, dass im Verfahren der Rekonstruktion narrativer Identität „der Analysefokus vorrangig auf der erzählten Lebensgeschichte“ liegt (Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 308). Die erzählte Lebensgeschichte wird als Modus der Rekonstruktion narrativer Identität verstanden, nicht aber als Abbildung des tatsächlich gelebten Lebens. Über das gelebte Leben werden keine Aussagen gemacht (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 91). Diese methodologische Verortung hat auch zur Folge, dass sich gar nicht die Frage stellt, ob die autobiographi-

129 Dieser Punkt wird auch bei Rosenthal (2015, S.194) betont. Allerdings zielt Rosenthals Ansatz der biographischen Fallrekonstruktion im Gegensatz zur Rekonstruktion narrativer Identität dann darauf ab, die erzählte *und* die erlebte Lebensgeschichte zu rekonstruieren und dann in ein Verhältnis zueinander zu setzen (vgl. Rosenthal, 2015, Kap. 6).

sche Selbstbeschreibung der Interviewten der Wahrheit im Sinne des tatsächlich gelebten Lebens entspricht oder nicht (siehe auch Kapitel 4.1.1). Auch wenn Lucius-Hoene und Deppermann (2004) diesen Zusammenhang nicht explizit herstellen, beziehen sie so implizit auch in einer methodologischen Debatte Stellung, die in der deutschsprachigen Biographieforschung Mitte der 1980er-Jahre angestoßen wurde und deren Gegenstand in etwa zeitgleich auch international diskutiert wurde (vgl. Bamberg, 2020, S. 245). Diese sogenannte Homologiedebatte soll zur Einordnung kurz angesprochen werden, bevor dann das Verhältnis der Konzepte von narrativer Identität und Subjektivation für die vorliegende Arbeit thematisiert wird.

4.3.2 Exkurs zur Homologiedebatte

Die Homologiedebatte geht auf methodologische Überlegungen von Fritz Schütze (1977; 1984) sowie gegen diese Überlegungen, zunächst von Heinz Bude (1985), erhobene Kritik zurück (vgl. Koller, 1999, S. 171f.). 1977 schreibt Schütze in seinen Ausführungen zur Interviewform des narrativen Interviews: „Vorausgesetzt, der Informant berichtet über eigenerlebte Erfahrungen, ist die narrative Darstellungsweise diejenige, die am engsten an die zu berichtende Handlungswirklichkeit und entsprechende Orientierungsbestände des Informanten anschließt“ (Schütze, 1977, S. 52). 1984 spricht er dann von „Homologien des aktuellen Erzählstroms mit dem Strom der ehemaligen Erfahrungen im Lebenslauf“ (Schütze, 1984, S. 78). In einer eher wohlwollenden Lesart Schützes kommentiert Nadine Rose (2012, S. 228), dass „Schütze selbst – in seiner differenzierten Sprache – eine [...] einfache Gleichsetzung von Erfahrung und Erzählung gerade nicht nahe legt, sondern eher ihre Strukturanalogie ausweist“. Eine demgegenüber schärfere Kritik an Schütze entwickelt Armin Nassehi (1994) aus einer formtheoretisch argumentierenden systemtheoretischen Perspektive heraus. Nassehi versteht Biographie und Lebenslauf dabei als zwei Seiten einer beobachtungsleitenden Unterscheidung und bestimmt Biographien „als Produkte von Beobachtungen, die den Lebenslauf zum Gegenstand haben“ (Nassehi, 1994, S. 53). Biographien sind dabei „von dem, was tatsächlich gelaufen ist, operativ vergleichsweise unabhängig, weil sie in der Kontin-

4. Methodologische Überlegungen

genz ihrer Möglichkeiten sowie in der selektiven Vergegenwärtigung von Vergangenheit relativ frei sind“ (Nassehi 1994, 53). Ausgehend hiervon kritisiert er *sowohl* die Annahmen einer Strukturgleichheit *als auch* einer Strukturähnlichkeit von Biographie und gelebtem Leben:

Wer die unüberschreitbare Grenze von Signifikant und Signifikat, hier: Biographie und Lebenslauf passieren will, muss den Boden empirischer, nachmetaphysischer Wissenschaft verlassen – er muss deshalb eine eigentümliche Metaphysik der Erzählung, die Annahme transzendentaler Bedingungen narrativer Rede im Reisegepäck führen, um sich jene geheimnisvolle Homologie-Annahme zumuten zu können. (Nassehi, 1994, S. 60; vgl. auch Hahn, 2000, S. 101f.)

Etwas weniger zugespitzt ausgedrückt wendet Nassehi damit ein, dass die Annahmen sowohl von Strukturanalogie als auch Strukturähnlichkeit von Biographie und Lebenslauf eine nicht empirisch einzuholende theoretische Setzung darstellen.¹³⁰ Biographie definiert Nassehi dabei als „eine Beschreibung des Lebens“ (Nassehi, 1994, S. 53).¹³¹ Hier lässt sich allerdings die Frage anschließen, ob es – zumindest forschungspragmatisch – überhaupt möglich ist, vollkommen ohne solche Setzungen zu arbeiten. Denn „Gewesenes ist nicht beobachtbar, es muss durch die tropologische Bedeutung eines ‚ähnlich wie‘ phantasiert werden, indem die Zeit der Erzählung in die Zeit des Universums, in die kalendarische Zeit wieder eingeschrieben wird“ (Reh, 2003, S. 73). Hierzu ein Beispiel für die vorliegende Arbeit: Interpretationsgegenstand des empirischen Teils der Arbeit sind Biographien von Menschen, die genau deshalb von Forschung

130 Nassehi und Irmhild Saake (2002) schließen hieran die grundsätzliche Frage an, was sich mit den Mitteln qualitativer Sozialforschung überhaupt herausarbeiten lässt. Sie diskutieren dies vor dem Hintergrund der Annahme eines „Technologiedefizit[s]“ (Nassehi & Saake 2002, 67) qualitativer Forschung, das darin bestehe, dass diese „einerseits für rigorose Eindeutigkeit sorgen will, andererseits die Kontingenz des eigenen Forschens sich in der inneren Unendlichkeit des geschulten Sozialforschers aufheben lässt“ (Nassehi & Saake 2002, 67).

131 Ebenfalls auf die – allerdings nicht systemtheoretisch begründete – Unterscheidung von Biographie und Lebenslauf abzielend heißt es bei Andreas Walther (2014, S. 20): „Komplementär zum Lebenslauf bezeichnet Biographie die subjektive Aneignung des Lebenslaufs durch die Individuen und seine (Re)Konstruktion die subjektiv stimmige, sinnvolle und kontinuierliche Lebensgeschichte. Analog zum Lebenslauf als Verzeitlichung von Vergesellschaftung lässt sich Biographie als subjektive Identitätsarbeit über die Zeit verstehen“.

adressiert und für ein Interview angefragt wurden, *weil* sie die Erfahrung von Zwangsmigration gemacht haben. Anders gesagt: Die Menschen, die sich für ein Interview im Rahmen der vorliegenden Arbeit bereit erklärt haben, taten dies explizit auf Grundlage des Kriteriums, dass sie wegen einer spezifischen Erfahrung im Laufe ihres Lebens um ein Interview gebeten wurden (vgl. Otten, 2020, S. 154). Der entscheidende Punkt für die Analyse besteht dann allerdings darin, dass nicht danach gefragt wird, „wie der lebensgeschichtliche Kontext den erzählenden Text generiert, sondern umgekehrt: In den Mittelpunkt rückt die Frage, wie der biographische Text lebensgeschichtliche Kontexturen entwirft“ (Jost, 2005, S. 220; vgl. ähnlich Bourdieu, 1990, S. 79f.). Dabei gilt dann: „Wir wissen nicht, wie es ‚eigentlich‘ gewesen ist. Wir können lediglich rekonstruieren, wie der Text selbst erlebte Ereignisse [...] präsentiert und welche Selektionsmuster und Leitideen dabei zur Anwendung kommen“, wie dies Weber et al. (1995, S. 131) ausdrücken. Reh (2003) spricht angelehnt an Ricœur (1991) von einer „metaphorische[n] Referenz“ (Reh, 2003, S. 73) zwischen Biographie und erzähltem Leben: „Zwischen den Ereignissen und dem narrativen Prosadiskurs liegen sprachliche als figurative oder tropologische Operationen“ (Reh, 2003, S. 73), die das Erlebte in eine Erzählung über das Erlebte übersetzen. Dabei betont sie, dass diese Übersetzung keinesfalls ausschließlich als Komplexitätsreduktion verstanden werden sollte: So weist sie auf das Beispiel der „Funktion der Tempora [hin], die viel komplexer strukturiert sind als lineare Zeitvorstellungen“ (Reh, 2003, S. 73) und macht so deutlich, dass die Biographie im Vergleich zum gelebten Leben als ein Medium *sui generis* verstanden werden muss. In eine ähnlich Richtung geht Walther (2014, S. 21): „Auf der einen Seite ist der Lebenslauf Stichwortgeber für die Biographie [...]. Auf der anderen Seite ist der Lebenslauf abhängig davon, dass ihn Subjekte auch für die Konstruktion ihrer Lebensgeschichte nutzen.“¹³²

132 Der erste Satz in dem Zitat bei Walther (2014) lautet vollständig: „Auf der einen Seite ist der Lebenslauf Stichwortgeber für die Biographie, indem er das Subjekt mit lebensaltersbezogenen Anforderungen konfrontiert, zu denen es sich verhalten muss“ (S. 21). Die hier angesprochene lebensalterbezogene Perspektive, und damit der Bezug auf die Differenzkategorie des Alters, wird in der vorliegenden Arbeit nicht systematisch berücksichtigt. Dies begründet sich darüber, dass die Arbeit weder darauf abzielt, beispielsweise lebensalterspezifische Anforderungen zu untersuchen, noch lebensalterbezogene Konstruktio-

In Kapitel 4.2.4 habe ich in Auseinandersetzung mit Buchner (2018) bereits darauf hingewiesen, dass der Anspruch einer subjektivierungstheoretischen Interpretation biographischer Interviews meines Erachtens Gefahr läuft, die Homologietheorie zu reproduzieren, wenn versucht wird, Subjektivierungsprozesse auf verschiedenen zeitlichen Ebenen zu rekonstruieren. Mein Umgang hiermit besteht, wie in Kapitel 4.2.5 bereits erwähnt, darin, die Interpretation der biographischen Interviews im Sinne der Rekonstruktion narrativer Identität von einer subjektivierungstheoretischen Einordnung der Ergebnisse zu entkoppeln. Im folgenden Teilkapitel gehe ich darauf ein, welches Verhältnis von narrativer Identität einerseits und Subjektivierung andererseits diesem Vorgehen zugrunde liegt.

4.3.3 Zum Verhältnis von narrativer Identität und Subjektivierung

Narrative Identität verstehe ich in Anlehnung an Lucius-Hoene und Deppermann (2004) als ein empirisches „synthetisches Konstrukt“ (S. 272) sowie als eine „situiertere und funktionale Konstruktion, in der Identität und Welt in einem gemeinsamen Entwurf entwickelt werden“ (S. 228). Subjektivierung verstehe ich demgegenüber als ein theoretisches Konzept, das die Vermittlungsprozesse zwischen Diskurs und Individuum bzw. Subjekt adressiert (vgl. Brodersen, 2022, siehe auch Kapitel 2.1.3). Dabei kann das biographische Interview auf vier Ebenen mit Subjektivierungsprozessen in Zusammenhang gebracht werden, die teils explizit, teils implizit im Laufe der bisherigen Argumentation bereits Eingang gefunden haben. Hier lässt sich zusammenfassend unterscheiden zwischen:

- 1) *Den tatsächlichen Subjektivierungsprozessen*, denen die Interviewten im Verlaufe ihres bisherigen Lebens ausgesetzt waren und die, auf welche Art und Weise auch immer, auch in die biographischen Selbstbeschreibungen eingehen (vgl. Buchner, 2018; Brodersen, 2022; Schäfer & Völter, 2005).
- 2) *Biographie bzw. das biographische Interview selbst als Modus der Subjektivierung* (vgl. Buchner, 2018, Kap. 6): „Die Biogra-

nen im Kontext von Zwangsmigration betrachten will. Der Bezug auf methodologische Perspektiven aus dem Feld der Biographieforschung ebenso wie auf entsprechende methodische Zugänge dient hier dazu, diese im Hinblick auf subjektivierungstheoretisch relevante Aspekte fruchtbar zu machen.

phie selbst, die Fähigkeit bzw. Praxis, seine Biographie zu schreiben/zu erzählen, ist ebenfalls das Produkt einer Einübung, eines langen Trainings, das spätestens mit der Romantik (in England, Deutschland usw.) begann“ (Bruder, 2010, S. 81; vgl. auch Alheit & Dausien, 2009; Marian, 2009).

- 3) *Die konkrete Interviewsituation und die hierin sich vollziehende Interaktion, in der eine wechselseitige Adressierung und Hervorbringung der:des jeweils Anderen stattfindet.* Die Interaktion ist dabei in einem subjektivierungstheoretischen Verständnis von diskursivem Material durchsetzt und organisiert, das beeinflusst, wie sich die interviewte Person erzählen kann und wie sie sich tatsächlich erzählt (vgl. Van de Mierop et al., 2017; Lutz, 2010).
- 4) *Die Auswertung der biographischen Interviews:* „Deren (Re-)Konstruktion ist selbst zugleich Subjektivierung“ (Bruder, 2003, S. 21), sofern das, was als narrative Identität im Analyseprozesses entsteht, keine einfache Abbildung der Kommunikationsprozesse im Interview darstellt, sondern in der Interpretation zugleich neuer Sinn konstruiert wird. Dieser entsteht etwa darüber, dass hier spezifische analytische Strategien und Heuristiken genutzt werden, dass die Interpretation selbst auf das Medium des Sprachlichen zurückgreifen muss und sich nicht jenseits der Sprache konstituierenden diskursiven Prozesse bewegen kann. Im Vergleich zu den ersten drei genannten Punkten bewegt sich Subjektivierung hier auf einer anderen Ebene: Die interviewte Person ist hier nicht mehr involviert. In der Analyse werden zwar diskursive Konstrukte entwickelt, die auch subjektivierend wirken können – etwa, wenn die entwickelten Interpretationen und Wissensbestände im Fachdiskurs aufgegriffen werden. Diese Subjektivierungsebene unterscheidet sich von den drei zuerst genannten dahingehend, dass hier die interviewte Person gar nicht mehr direkt an den subjektivierenden Prozessen beteiligt ist.

Die Darstellung macht deutlich, dass narrative Identität auf verschiedenen Ebenen von Subjektivierung durchsetzt ist bzw. sogar als Produkt eines Zusammenspiels verschiedener Arten von Subjektivierung auf verschiedenen Ebenen verstanden werden kann. Dies stellt einerseits die methodologische Grundlage dafür dar, dass sich die Rekonstruktion narrativer Identität mit einem subjektivierungstheoretischen Zugang kombinieren bzw. dass sich narrative Identität

4. Methodologische Überlegungen

subjektivationstheoretisch einordnen und deuten lässt. Andererseits verweist die Darstellung auf die Komplexität der Konstellationen eben verschiedener Dimensionen von Subjektivation zu verschiedenen Zeitpunkten und unterstreicht noch einmal die inzwischen mehrfach formulierte Skepsis gegenüber dem Anspruch, durch die Auswertung biographischer Interviews Subjektivation auf verschiedenen zeitlichen Ebenen empirisch herausarbeiten zu können.

4.4 Methodologische Verortung der Positionierungsanalyse

4.4.1 Zur Einordnung des Konzepts der Positionierung

Eine wichtige forschungspraktische Strategie innerhalb des Verfahrens der Rekonstruktion stellt die Figur der Positionierung bzw. die Positionierungsanalyse dar (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, Kap. 8.2). Lucius-Hoene und Deppermann verstehen „Positionierung als denjenigen Aspekt der Sprachhandlungen, mit denen Interaktanten sich soziale Positionen und Identitäten zuweisen“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 196). Sie unterscheiden dabei zwischen „Positionierungen innerhalb des erzählten Ereignisses“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 202), „selbstbezügliche[r] Positionierung des erzählenden Ich durch die Positionierung des erzählten Ich und anderer Personen der Geschichte“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 206) und „Positionierungen zwischen erzählendem Ich und der Zuhörer:in“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 209). Diese Trias entspricht der temporalen, der selbstbezüglichen und der sozialen Dimension narrativer Identität (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 51). Die Autor:innen greifen hier auf Überlegungen aus dem englischsprachigen Forschungsraum zur sogenannten Positionierungsanalyse zurück. Die Positionierungsanalyse wird in der vorliegenden Arbeit in einem eigenständigen Teilkapitel vorgestellt, weil in ihrem Umfeld bereits vor der Entstehung der in Kapitel 4.2 erwähnten biographietheoretisch und diskurs-/subjektivationstheoretisch argumentierenden Studien im deutschsprachigen Forschungsraum Diskussionen zum Verhältnis von sprachlichen Mikrophänomenen und Diskursen geführt wurden. Dabei ist Positionierung allerdings kein Konzept, das auf

die Auseinandersetzung mit biographischen Interviews beschränkt ist. Es findet etwa auch in der Discursive Psychology (vgl. Wetherell, 2007; Bamberg, 1997a), in der Linguistic Ethnography (vgl. Georgakopoulou, 2013; Bamberg, 2020) sowie in der feministischen Geschlechterforschung (vgl. Hollway, 1984) Anwendung. Bevor im Folgenden einige zentrale Momente der Auseinandersetzung mit dem Konzept der Positionierung aufgegriffen werden, folgt hier eine kurze Einordnung zur Verwendung der Konzepte von Subjektposition, Positionierung und Subjektivation in der vorliegenden Arbeit. Tina Spies (2017, S. 82) unterscheidet „zwischen Subjektpositionen im Diskurs und Positionierungen im Diskurs“:

Bei ersteren handelt es sich um die ‚Plätze‘ oder ‚Orte‘ innerhalb eines Diskurses, in die die*der Einzelne hineingerufen wird und die sie*er einnehmen muss, um sprechen zu können – z. B. im Rahmen eines narrativ-biographischen Interviews. Positionierungen hingegen können verstanden werden als die konkrete Praxis der Einnahme bzw. der Identifikation mit einer bestimmten Position. Dabei sind Position und Positionierung niemals identisch. (Spies, 2017, S. 82)

Diese konzeptuelle Differenzierung erscheint auch für das Vorhaben der vorliegenden Arbeit passend (vgl. ähnlich und an Spies orientiert Geier & Frank, 2022, S. 142). Ich möchte aber darüber hinaus auch noch unterscheiden zwischen der *Positionierung im Diskurs als einer theoretischen Figur* einerseits und der *Positionierung im biographisch-narrativen Interview als einem empirischen Konzept* andererseits. Das, was Spies als *Positionierung in Diskursen* bezeichnet, wäre in meiner Lesart *Positionierung als theoretische Figur* – oder schlichtweg Subjektivation.¹³³ Dies lässt sich in meinem Verständnis nur insofern beobachten, als hier stärker abstrahiertes und dem Interviewtext äußerliches Wissen über beispielsweise Diskurse an den Interviewtext herangetragen werden (siehe Kapitel 4.2.5). Ich verwende demgegenüber *Positionierung als empirisches Konzept* zur Beschreibung solcher Prozesse, die sich unmittelbar auf das biographische Interview und die darin hervorgebrachte und im Inter-

133 Dass Spies an dieser Stelle mit dem Konzept der Positionierung und nicht mit dem der Subjektivation arbeitet, verstehe ich so, dass für sie Subjektivation zu stark mit einer Passivität des Subjekts assoziiert ist, wohingegen Positionierung mit Bezug auf Halls Artikulationskonzept stärker die Aktivität des Subjekts betont (siehe Kapitel 4.2.4).

viewtext repräsentierte Kommunikation und Interaktion beziehen. Positionierung wird hier also primär als eine dem Interviewtext inhärente Dimension und als empirische Kategorie verstanden.¹³⁴ Die mit dieser Differenzierung einhergehende starke Betonung des Unterschiedes von Theorie und Empirie kann mit guten Gründen kritisch eingeschätzt werden. So lässt sich zum Beispiel anführen, dass sowohl Theorie als auch Empirie zwei Beobachtungsmodi darstellen, die sich im Hinblick auf ihren Abstraktionsgrad zwar graduell, aber nicht kategorial, voneinander unterscheiden (vgl. Nassehi & Saake, 2002, S. 69)¹³⁵, oder dass eine empirische Analyse gänzlich ohne theoretische Konzepte nicht funktionieren kann, weil dann keine Heuristik vorhanden ist, aus der heraus Fragen an das Material gestellt werden können (vgl. Marian, 2009, S. 249f.). Beiden Punkten würde ich zustimmen. Ich betone hier dennoch die Unterschei-

134 So lese ich auch Lucius-Hoenes und Deppermanns (2004) Bezug auf die Positionierungsanalyse.

135 Zum Verhältnis von Theorie und Empirie ordnen Nassehi & Saake ein: „Man muss sich wahrscheinlich daran gewöhnen, soziologische Theorien – wenn man darunter nicht bloß empirisch bewiesene bzw. noch nicht falsifizierte Sätze verstehen will – zunächst einmal als nichts anderes anzusehen denn als die Handhabung bestimmter Unterscheidungen, wenn man so will: als eine *Methode der Beobachtung*“ (Nassehi & Saake, 2002, S. 69, Kursivsetzung im Original). Die beiden argumentieren dabei gegen „jenen naiven Konventionalismus des Forschens, dem kaum klarzumachen ist, dass sich der gesamte Methoden- und Kategorienapparat nur einer selbstbezüglichen, selbst produzierten Welt von Daten und Fakten verdankt, aus dem es keinen Ausgang gibt“ (Nassehi & Saake, 2002, S. 69). Wenn ich zwischen empirischer und theoretischer (Re-)Konstruktion bzw. Interpretation unterscheide, verstehe ich dies dennoch in Übereinstimmung mit den Einwänden Nassehis und Saakes und nutze die Unterscheidung von Empirie und Theorie, um die verschiedenen Abstraktionsgrade von empirischer und theoretischer Interpretation deutlich zu machen. Zwar kann die Interpretation von Datenmaterial systemtheoretisch gesprochen nicht ohne das Anlegen beobachtungsleitender Unterscheidungen, also nicht ausschließlich aus dem Material selbst heraus und gänzlich ohne den Bezug auf dem Material externe Kategorien, Fragen und Konzepte, funktionieren. Dennoch hat die empirische (Re-)Konstruktion, zumindest im Sinne des Verfahrens Rekonstruktion narrativer Identität, den Anspruch, zunächst nah an der textlichen Ausdrucksgestalt zu arbeiten. Den Schritt, die Interpretationsergebnisse mit explizit theoretischen Bezügen ins Gespräch zu bringen, verstehe ich dann eben nicht mehr als Bestandteil der empirischen Interpretation im engen Sinne. Konstruktionsleistungen der Forschenden sind dabei sowohl empirische Interpretation als auch deren theoretische Einordnung.

dung zwischen Positionierung als empirischem und Subjektivation als theoretischem Konzept, um so deutlich zu machen, dass die subjektivationstheoretische Deutung von Positionierungen im Interviewtext eine aktive Konstruktionsleistung der forschenden Personen darstellt, bei der theoretisches Kontextwissen in ein spezifisches Verhältnis zu den mikrosprachlichen Phänomenen im Interviewtext gesetzt wird (siehe Kapitel 4.2.5).

In der Literatur zur Positionierungsanalyse stellt Positionierung ein empirisches Konzept zur Analyse der Herstellung narrativer Identität dar (vgl. Deppermann, 2013a; 2015). Als theoretischer Ausgangspunkt für diese Perspektive wird dabei in aller Regel Foucaults (1973) *Archäologie des Wissens* angeführt, wobei diese theoretische Referenz auf Foucault häufig zugleich als Abgrenzungsfolie von Foucault genutzt wird. Deppermann formuliert hier zunächst als gemeinsamen Ausgangspunkt verschiedener Zugänge zur Positionierungsanalyse, dass Foucault

was interested in the history of discursive formations. He argued that recourse to the agency of individual subjects cannot account for the becoming and change of discursive practices. Instead, researchers have to analyze the ‚dispositifs‘ in which discourses are embedded, that is, the whole bodily, technical, architectural, legal, etc. apparatus that organizes a field of social practice, and the topical, syntactic, and genre-related structures of the discourse. Discourses position subjects in terms of status, power, legitimate knowledge, and practices they are allowed to and ought to perform. (Deppermann, 2015, S. 371)

Unterschiedliche Lesarten dieser theoretischen Ausgangslage und hieraus unterschiedlich akzentuierte Anschlüsse entwickeln sich dann im Hinblick auf die Gewichtung darauf, ob diese Positionierung in Diskursen eher als ein passives Geschehen (Subjekte werden positioniert; Betonung von Struktur) oder ein aktives Geschehen (Subjekte positionieren sich; Betonung von Agency) gedacht wird.¹³⁶

136 Dass diese Diskussion keine neue ist, wird an Wendy Hollways (1984, S.237) Formulierung in einem inzwischen rund vierzig Jahre alten Text deutlich, in dem sie vom „old problem of agency“ spricht. Bamberg (2008) schreibt hierzu: „Central to discussion around master and counter-narratives is the problem of how locally situated narrating can bring about any liberation and emancipation from dominant master narratives, or whether this hope is just a nostalgic leftover of the master narratives of the Modern, with only local ‘rupturing effects’ now being possible“ (Bamberg, 2008, S. 288). Hollway (1984) argumen-

4. Methodologische Überlegungen

Foucault wird in diesem Zusammenhang oftmals dahingehend kritisiert, dass er Positionierung in Diskursen zu sehr als passives Geschehen beschreibe und die aktive Positionierungsleistung der Subjekte verkenne. Vor diesem Hintergrund ist die folgende Einordnung Deppermanns (2015) zu lesen:

Foucault's original idea was to reject the notion of an agentive, teleological subject, who deliberately fashions and controls social behavior and the changes of knowledge formations (Foucault 1969). Rather, he saw discourses as the institutional infrastructure of distributions of power and knowledge, which provide opportunities and constraints for individual action and cognition. In Foucault's structuralist thinking, historical subjectivity comes into being and is shaped by societal discourses. (Deppermann, 2015, S. 370)

Eine theoretische Konstruktion, die die Agency von Subjekten betont, wäre vor dem Hintergrund dieser Argumentationsabsicht Foucaults kontraproduktiv. Insbesondere bei Autor:innen, die sich, etwa im Anschluss an Michael Bamberg (1997a), Positionierung als einer empirischen Heuristik zuwenden, gehen davon aus, dass Positionierungen

are locally occasioned and designed, they are temporally and situationally flexible, and they are multifaceted – that is, different facets of identity are relevant in different discursive contexts. The interactional approach underscores that discourse does not determine subject positions by itself. Rather, people interacting with each other co-construct positions by their actions. (Deppermann, 2015, S. 370)

Die Figur der Positionierung stellt dann auch ein alternatives Konzept zu „cognitive and non-discursive concepts such as ‚role‘, ‚norms‘ and ‚intentions‘“ (Georgakopoulou, 2013, S. 90) dar, mit dem sich die Aufforderung und das Interesse verbinden, soziale Dynamiken

tiert diesbezüglich eher zurückhaltend was die, zumindest durch die Subjekte intendierte, Veränderung von Diskursen angeht: „Changes don't automatically eradicate what went before – neither in structure nor in the way that practices, powers and meanings have been produced historically. Consciousnesschanging is not accomplished by new discourses replacing old ones. It is accomplished as a result of contradictions in our positionings, desires and practices – and thus in our subjectivities – which result from the coexistence of the old and the new. Every relation and every practice to some extent articulate such contradictions and therefore is a site of potential change as much as it is a site of reproduction“ (Hollway, 1984, S. 260).

in und anhand von Erzählungen nachzuvollziehen (vgl. Harré & Moghaddam, 2003; Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 201).

4.4.2 Das Verhältnis von Positionierung und Diskurs

Die Positionierungsanalyse kann als ein methodologischer Mittelweg zwischen Konversationsanalyse einerseits und Diskursanalyse andererseits verstanden werden (vgl. Fina, 2013, S. 42f.; Korobov, 2001), „indem sie zwar mikrosprachliche Phänomene analysiert, diese aber im Hinblick auf ihre sozialräumliche Funktion hin betrachtet“ (Kruse, Niermann & Schmieder, 2012, S. 284). Die Auseinandersetzung mit sprachlichen Phänomenen auf Mikroebene ist ein zentrales Moment der Konversationsanalyse (vgl. Schegloff, 1984), die Frage nach der Funktion sprachlicher Phänomene im Hinblick auf das Soziale ein zentrales Moment der Diskursanalyse (vgl. Keller, Hirsland, Schneider & Viehöver, 2010; 2011). Um im Englischen zwischen *discourse* im Sinne von Kommunikation, Erzählung, Rede oder Unterhaltung und einem theoretisch an Foucault angelehnten Diskursbegriff zu unterscheiden, wird in Anlehnung an James Paul Gee (1996, S. 131) hier für Letzteren häufig von *D-discourse*, *Discourse*, *capital D-discourse* oder *societal discourse* gesprochen. Mit dieser Unterscheidung geht das Interesse an der Untersuchung davon einher, inwiefern situative und lokale Erzählungen mit Diskursen verwoben bzw. von Diskursen durchzogen sind. Diese Frage wird als „micro-macro-problem“ (Deppermann, 2013a, S. 11) diskutiert und beschreibt das methodologische Problem, dass Positionierungen einerseits situative und lokale Akte in Form von sprachlichen Mikrophänomenen darstellen, die in ihrem Vollzug aber zugleich auf ‚größere‘, d. h. sozial strukturierte und dem konkreten Sprechen übergeordnete, Muster bzw. Differenzsysteme zurückgreifen. Diese übergeordneten Muster werden über die Untersuchung der Positionierungsakte auf Sprach- bzw. Textebene selten unmittelbar einsichtig und müssen daher zumeist interpretativ erschlossen werden. Gleichzeitig können ihr Wirken und ihre Relevanz aber insofern vorausgesetzt werden, als sie notwendig sind, damit Aussagepraxen überhaupt als solche konstruiert, auf etwas Anderes als sich selbst bezogen sein und von anderen verstanden werden können. Der Fokus richtet sich somit explizit auf den inhaltlichen Zusammenhang

der (formalsprachlichen) Strukturiertheit von Erzählungen mit der Strukturiertheit des Sozialen.

Einen wichtigen Ansatz zur Bearbeitung dieses Interesses stellt bis heute eine Heuristik dar, die von Michael Bamberg in den 1990er-Jahren entwickelt wurde und die er seitdem verschiedentlich angepasst und weiterentwickelt hat. Bambergs Modell untersucht Positionierungen in Erzählungen auf drei Ebenen (die sogenannten Level 1, Level 2, Level 3). Während auch in späteren Texten die Beschreibung der Level 1 und 2 nahezu identisch geblieben sind, hat er die Beschreibung von Level 3 mehrfach angepasst, wobei mit diesen Anpassungen je inhaltliche Schwerpunktverschiebungen einhergehen. In einem in diesem Zusammenhang häufig zitierten früheren Text beschreibt er die drei Ebenen so: „1. How are the characters positioned in relation to one another within the reported event? [...] 2. How does the speaker position him- or herself to the audience? [...] 3. How do narrators position themselves to themselves?“ (Bamberg, 1997b, S. 337).

In einem weiteren Text aus dem gleichen Jahr ergänzt er zu Level 3:

Coordinating the content of talk with the discursive purposes it is constructed for forms the presupposition in what is commonly considered the construction of self-identity. Whether the talk is actually about the ‘self’ (the I), or others (he or she), or about people in general (one or the generalized you), it always reveals aspects of a moral order in the way characters and audience are orchestrated. The moral identity question ‘What am I in relation to the Good?’ (Sarbin 1995: 219) turns into a position with regard to one’s own identity: ‘Who am I?’ (Bamberg, 1997a, S. 221)

In dieser Fassung verschiebt sich der Fokus stärker in Richtung Fragen des Niederschlags sozialer Ordnung im konkreten Sprechen. Bamberg (1997a) untersucht dies am Beispiel narrativer Konstruktionen von Kindern, die nach Situationen gefragt werden, in denen sie selbst verärgert waren und in denen sie jemand anderes verärgert haben. Dabei stößt Bamberg auf das Muster, dass die Art und Weise der Konstruktion der erzählten Situationen, in denen die Kinder selbst verärgert waren, darauf abzielen, Zuhörer:innen davon zu überzeugen, dass der Ärger der Kinder angemessen und berechtigt war. Demgegenüber zielte die Art und Weise der Konstruktion der erzählten Situationen, in denen die Kinder jemand anderes verärgert hatten, darauf ab, Zuhörer:innen zu vermitteln, dass das Handeln

der Kinder eigentlich nichtig und der Ärger der anderen, etwa ihrer Geschwister, überzogen und nicht gerechtfertigt war (vgl. Bamberg, 1997a, S. 215f.). Die sich hier bereits andeutende Fokusverschiebung in Richtung eines Diskursbegriffs in Anlehnung an Foucault wird dann bei Bamberg und Alexandra Georgakopoulou (2008) deutlicher ausgearbeitet: Level 3 fragt hier danach „how the speaker/narrator positions a sense of self/identity with regard to dominant discourses or master narratives“ (Bamberg & Georgakopoulou 2008, 385).¹³⁷ Anhand eines Ausschnitts aus einer Gruppendiskussion mit Schülern an einer US-amerikanischen Schule arbeiten sie als dominanten Diskursbezug hier eine „largely hegemonic male“ (Bamberg & Georgakopoulou, 2008, S. 391) Perspektive auf Weiblichkeit heraus, die zwar einerseits explizit reproduziert, andererseits aber über den Bezug auf einen in der Gruppendiskussion aufgerufenen Liedtext verleugnet werde. Das analytische Vorgehen von Bamberg und Georgakopoulou (2008) verdeutlicht, dass auch hier der inhaltliche Bezug zwischen den Positionierungsakten in der untersuchten Gruppendiskussion und der Annahme dominanter Diskurse eine aktive Konstruktionsleistung der Autor:innen darstellt: Positionierung und Diskurs müssen aus der analytischen Perspektive heraus zueinander in Bezug gesetzt werden; die Verbindung emergiert nicht einfach aus den Daten als solchen bzw. ohne das kreative Zutun der Autor:innen. Dieses Vorgehen wird als der grundsätzliche Operationsmodus auch bei anderen Autor:innen sichtbar, die zu Positionierung arbeiten. Das konkrete Vorgehen bzw. die Schwerpunktsetzung

137 Den Bezug auf Masternarrative und dominante Diskurse hat Bamberg dann auch in Texten in den folgenden Jahren beibehalten (vgl. etwa Bamberg, 2020, S. 244ff.; 2022, S. 33f.). „The term ‘master narrative’ typically refers to pre-existent socio-cultural forms of interpretation“ (Bamberg, 2008, S. 287) und setzt damit genau bei der Frage nach dem Zusammenhang der formalsprachlichen Struktur von Erzählungen und Diskursen an. Ein gängiges Masternarrativ etwa besteht in der Figur der Held:in, die:der moralisch integer bleibt und für die richtige Sache einsteht, auch wenn sie:er hierfür angefeindet oder ungerecht behandelt wird (vgl. Dollinger, 2018, S. 486ff.). Die Wirkung von Masternarrativen lässt sich jenseits von Stegreiferzählungen im biographischen Interview sehr eindrücklich auch über ihren Einsatz in humorvollen und insbesondere satirischen Texten nachvollziehen. Als Beispiel hierfür kann eine Kurzgeschichte aus dem *Känguru-Manifest* (vgl. Kling, 2011) angeführt werden, in dem der Protagonist des Buches – ein sprechendes Känguru – über den Bezug auf Sophokles’ (2003) Drama des *König Ödipus* das Masternarrativ des tragischen Helden aufruft (vgl. Kling, 2011, S. 255ff.).

4. Methodologische Überlegungen

hierbei ist aber durchaus unterschiedlich, wie im Folgenden anhand verschiedener Studien gezeigt wird.

In ihrer Auseinandersetzung mit den Analysezielen und -schritten auf Level 3 in Bambergs Modell zur Positionierungsanalyse bezieht sich Anna de Fina (2013) auf Interviews, die mit undokumentierten migrierten Frauen aus Lateinamerika in den USA geführt wurden. Die meisten der Interviewten arbeiten in den USA in prekären Beschäftigungsverhältnissen. In einem Interview, das Fina ausführlich vorstellt, findet sie Verweise auf „traditional ethnic and racial divisions“ (Fina, 2013, S. 56), die die Interviewte im Rahmen ihrer narrativen Konstruktion aufgreift und in ihre eigene Positionierung einflechtet. Fina (2013, S. 56) interpretiert dies im Zuge ihrer Analyse von Level 3 als „traces“ entsprechender Diskurse. Zu dieser Deutung gelangt Fina über den Vergleich von Positionierungen in verschiedenen Interviews. Hierbei stößt sie auf ähnliche narrative Muster in ihrem Korpus, die sie dann als Verweise auf entsprechende rassifizierende Diskurse interpretiert (vgl. Fina, 2013, S. 58). Dieses Vorgehen erscheint für die vorliegende Arbeit als überaus nachvollziehbar und gewinnbringend.

Auch Georgakopoulou (2013) setzt bei Bambergs Level 3 an und begreift das Moment von Iterativität zentral für ihr Vorgehen:

However, I am going beyond the here-and-now storytelling event to the trajectory and circulation of a story in different environments as well as to the recurrence of a specific kind of story in similar social settings. Iterativity remains under-explored in studies of narrative, which tend to base their observations on single interviews. (Georgakopoulou, 2013, S. 94)

Zwar ist zunächst festzustellen, dass dieser Vorschlag gut zu den theoretischen Anleihen der vorliegenden Arbeit bei Butler und Lorenzer passt, insofern bei Butler Subjektivation ebenfalls über die iterativen Anrufungen prozessieren und bei Lorenzer die Wiederholung und Verdichtung von einzelnen Interaktionserfahrungen zu Interaktionsformen über die Wiederholung gleicher oder zumindest ähnlicher Interaktionserfahrungen begründet wird (siehe Kapitel 3.1 und 3.3). Im Gegensatz zum Vorschlag von Fina (2013) ist Georgakopoulous (2013) forschungspraktisches Vorgehen allerdings nicht mit dem Forschungsdesign der vorliegenden Arbeit kompatibel, in der immer nur *ein* Interview mit einer Person geführt wurde. Georgakopoulous' (2013, S. 13) Ansatz folgt demgegenüber einer „linguis-

tic ethnography“ und damit einer anderen Forschungslogik: Dem Moment der Iterativität geht sie insofern nach, als sie Positionierungen über die verschiedenen Materialien in ihrem Datenkorpus hinweg verfolgt und untersucht, wie die einzelnen Personen ähnliche Positionierungen in verschiedenen Situationen vornehmen. Sie veranschaulicht dies anhand mehrerer Materialausschnitte zu Interaktionsdynamiken und Identitätskonstruktionen in verschiedenen Situationen in einer Londoner Gesamtschule. Ihr Datenkorpus enthält neben Interviews auch Beobachtungsprotokolle und Audioaufnahmen von Interaktionen zwischen Schüler:innen.

Dorien Van De Mieroop, Marlene Miglbauer und Abha Charerjee (2017) setzen beim Konzept des Masternarratives an und sind besonders deshalb interessant, weil ihre Überlegungen für die Auseinandersetzung mit der Reifizierungsproblematik relevant sind. Analytisch fokussieren sie Kategorisierungen im Zusammenhang mit den in Kapitel 4.1.1 bereits erwähnten „default identities“ (Van de Mieroop et al., 2017, S. 179). Das Konzept der Default Identity trägt dem Umstand Rechnung, dass Interviewpartner:innen im Kontext von qualitativer Forschung immer *als* jemand adressiert werden. Der Grundgedanke bei Van de Mieroop et al. (2017) besteht darin, dass gerade der Bezug auf bzw. der Umgang mit Default Identities durch die Interviewten Aussagen über Masternarrative ermöglicht. Die Autorinnen beziehen sich auf „interviews with successful female professionals from diverse geographical contexts“ (Van de Mieroop et al., 2017, S. 179). Dabei wurden die Masternarrative in den Interviews „formulated as categorial narratives and categorial statements“ (Van de Mieroop et al., 2017, S. 182). So nimmt etwa eine Interviewte aus Belgien Bezug auf genderbezogene Diskurse, indem sie die Kategorien von sich als Frau und anderen Kollegen als Männern aufgreift und ihr Berufsfeld als männlich dominiert darstellt (vgl. Van de Mieroop et al., 2017, S. 187ff.). Die Untersuchung von Kategorisierungen ist auch eine methodische Strategie im Verfahren der Rekonstruktion narrativer Identität (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann, 2004, S. 214ff.). Zugleich aber schätzt Deppermann (2015, S. 382f.) deren Aussagekraft aber als dahingehend begrenzt ein, als Kategorisierungen die doppelte Perspektive auf Zeit – die Erzählzeit vs. die erzählte Zeit – nicht berücksichtigen können, da sie in der Regel als Substantive im Interviewtext auftauchen und damit nicht im Hinblick auf die Dimension der Temporalität betrachtet werden

können. So können laut Deppermann implizite Momente von Positionierungen übersehen werden.

Matti Hyvärinen, Mari Hatavara und Hanna Rautajoki (2021) greifen ebenfalls die Figur des Masternarratives auf, wählen dann aber einen anderen Weg als Van de Mierop et al. (2017): Ihr Vorgehen besteht darin, über das Herausarbeiten von Counternarratives (vgl. hierzu Bamberg, 2004, 2022, S. 34) im Umkehrschluss Masternarrative zu identifizieren: Sie gehen davon aus, dass „counter-narratives create and invite the relevant and locally recognized master narratives by the act of resisting“ (Hyvärinen et al., 2021, S. 120). Des Weiteren plädieren sie dafür, zwischen den Konzepten Masternarrativ und Dominant Discourse zu differenzieren:

Therefore, we tentatively reject the idea of the simple synonymy of dominant discourses and master narratives, suggest that their relationship is rather contingent, and set out to integrate master narratives into narrative theory at large while keeping in mind narrative as the action of telling, not solely as the story structure. (Hyvärinen et al., 2021, S. 100)

Hier unterscheiden die Autor:innen die Konzepte „dominant discourse“ und „master narrative“ also über die Zuweisung beider Konzepte zu verschiedenen Theorien: Während sie „master narratives“ als erzähltheoretisches Konzept verstehen, ist „dominant discourse“ für sie ein diskurstheoretisches Konzept. Beide Konzepte untersuchen sprachliche Phänomene in diesem Verständnis aus unterschiedlichen Perspektiven und damit einhergehenden Schwerpunktsetzungen. Wenige Seiten später geht es dann um das Verhältnis von „counter-narratives“ und „master narratives“:

Counter-narratives are articulated in interaction and in that way exist textually, told by the interviewees themselves, as in Andrews' case, or otherwise display the connection between the teller and the story. Master narratives, in turn, cannot be caught in the act, as they seem to exist as implicated resources to draw meaning from or are dialogically 'ventriloquized' by the tellers of counter-narratives (Cooren & Sandler, 2014). Methodologically, this also means that master narratives are interpretative in nature and inferred by the researchers based on the analysis of interactional narratives. In the extreme case, we only know about master narratives because someone is countering them, making them visible by invoking them, as Pope et al. (1990) are doing in their article. This is also the reasoning for the fact that counter-narratives embody more narrativity than master narratives. (Hyvärinen et al., 2021, S. 103)

Hyvärinen et al. (2021, S.106ff.) konkretisieren ihre methodologischen Überlegungen dann anhand eines Interviews mit einer 92-jährigen finnischen Frau. Ausgehend etwa von einer Bemerkung der Interviewten über ihre als unglücklich dargestellte Ehe, was die Autor:innen als counter-narrative zum master narrative der glücklichen Ehe begreifen, legen Hyvärinen et al. (2021, S. 117) eine Interpretation vor, nach der die Interviewte „draws on contemporary feminist discourses on the distribution of housework“, um ihre kritische Darstellung des inzwischen verstorbenen Ehemannes zu begründen.

Für eine Auseinandersetzung mit der Positionierungsanalyse im deutschsprachigen Forschungsraum können im Anschluss an die Integration der Positionierungsanalyse in das Verfahren der Rekonstruktion narrativer Identität bei Lucius-Hoene und Deppermann (2004) exemplarisch die Arbeiten von Bernd Dollinger (2018) und Tina Spies (2010, 2015, 2017, 2019) angeführt werden.¹³⁸ Dollinger (2018) führte Interviews mit jungen männlichen Angeklagten, in deren Gerichtsverfahren die Frage einer Gefängnisstrafe zur Disposition stand und bezieht sich bei der Interpretation auch auf Fragen von Positionierung im Anschluss an Bamberg und Deppermann. Er schreibt: „Individual stories are transcended as speakers, with their stories, locate themselves as socially determinable subjects in comprehensive discourse contexts and take up a moral and normative place in them“ (Dollinger, 2018, S. 481). Dollinger arbeitet dann exemplarisch drei Positionierungen heraus und zeigt auf, wie einzelne „elements of public criminality discourses have [...] been individually used in the particular situation, to position the narrator in the context of a main trial“ (Dollinger, 2018, S. 491). Der Bezug auf diese öffentlichen Diskurse über Kriminalität, bzw. zum Teil auch auf konkrete bekannte juristische Fälle (vgl. Dollinger, 2018, S. 489), hat dabei die Funktion, die Positionierungen der Interviewten etwa als „criminal [...] but not responsible“ (Dollinger, 2018, S. 483) oder als Held „who is not deserving of harsh punishment“ (Dollinger, 2018, S. 486) zu stützen. In den von Dollinger geführten Interviews sind die Bezüge der Interviewten auf Masternarrative, wie die Figur des Helden, sehr explizit und sind insofern gut herauszuarbeiten.

138 Die Arbeiten von Spies wurden in Kapitel 4.2 bereits vorgestellt und werden daher hier nicht noch einmal expliziert.

4. Methodologische Überlegungen

Auch wenn die detailliertere Vorstellung der verschiedenen Ansätze deutlich macht, dass die Konzepte von Master Narrative, Counter-Narrative und Dominant Discourse nicht in allen hier vorgestellten Texten deckungsgleich verstanden werden, lassen sich doch einige Impulse für die vorliegende Arbeit ableiten. So erscheint die Frage nach dem Fallvergleich (vgl. Fina, 2013) sinnvoll, um ähnliche oder widersprüchliche Muster in den verschiedenen Positionierungen im Sample beobachtbar zu machen (siehe hierzu Kapitel 6.2). Die Berücksichtigung des Umgangs mit Default Identities (vgl. Van de Mierop et al., 2017) explizit in der Analyse zu berücksichtigen, kann ein wichtiger Schritt sein, um Reifizierungen durch die Analyse vorzubeugen oder diese zumindest kritisch einordnen zu können. Die theoretische Differenzierung zwischen Master Narratives und Dominant Discourses (vgl. Hyvärinen et al., 2021) lässt sich noch einmal als Argument dafür aufgreifen, zwischen Biographie und Diskurs zu unterscheiden (siehe Kapitel 4.2.5). Darüber hinaus und übergeordnet stützt die Tatsache, dass in jeder der oben vorgestellten Studien eigene Zugänge und Strategien entwickelt werden, um die jeweils untersuchten mikrosprachlichen Phänomene in Bezug auf die Frage nach Diskursen auszudeuten, die zentrale und inzwischen im Verlauf des Kapitels mehrfach angesprochene Überlegung, dass sich Bezüge des Interviewmaterials auf Diskurse nicht automatisch aus der Analyse ergeben, sondern diese Bezüge im Forschungsprozess durch entsprechende Lesarten und Interpretationen kreativ hergestellt werden müssen.

4.5 Kurze Zusammenfassung und Implikationen für das weitere Vorgehen

In den vorhergehenden Kapiteln wurde eine Reihe von methodologischen Problemen diskutiert, um auf Schwierigkeiten und Fallstricke hinzuweisen, innerhalb derer sich die vorliegende Arbeit bewegt. Dabei wurden die Positionen bereits dargelegt, die zu den verschiedenen Problemstellungen eingenommen werden. Der Zugang, der zur Auswertung der Interviews gewählt wird, ist das Verfahren der Rekonstruktion narrativer Identität (siehe zum methodischen Vorgehen Kapitel 5.2). Im Sinne dieses Verfahrens werden die biographischen Interviews als Räume der Ko-Konstruktion bzw. der situativen

Herstellung narrativer Identität verstanden. Zur Analyse dieser narrativen Identität wird ein besonderer Fokus auf die Positionierungen im Interview gelegt. Dabei werden diese Positionierungen nicht mit Subjektivation gleichgesetzt und die Interpretationsschritte im Zuge des Verfahrens der Rekonstruktion narrativer Identität werden explizit von einer subjektivationstheoretischen Einordnung der Interpretationsergebnisse abgegrenzt (siehe Kapitel 6). Insofern werden Figuren wie Diskurs, Subjektivation etc. während der Auswertung im Sinne der Rekonstruktion narrativer Identität noch nicht genutzt. Die subjektivationstheoretische Einordnung bzw. Interpretation der Interviews wird dann als Schritt verstanden, der nicht mehr im engen Sinne einen Teil der empirischen Analyse darstellt, insofern hier eine stärker theoretisch geleitete Perspektive an das empirische Material angelegt wird. Hierfür erscheint es sinnvoll, von einer *subjektivationstheoretischen* Interpretation, Einordnung oder Deutung der Interpretationsergebnisse zu sprechen, die mit dem Verfahren der Rekonstruktion narrativer Identität erarbeitet werden. Dies hat auch mit der Frage der Reichweite der Ergebnisse zu tun: Die Rekonstruktion narrativer Identität wird von Lucius-Hoene und Deppermann (2004) explizit als ein situatives Konstrukt verstanden, das an die konkrete Interviewsituation als dessen Entstehungszusammenhang gebunden ist und insofern über diese Interviewsituation hinaus eine begrenzte Aussagekraft hat. Eine subjektivationstheoretische Perspektive erhebt aber den Anspruch, die interpretierten sprachlichen Mikrophänomene in ein Verhältnis zu Diskursen und deren subjektbildenden Effekte zu setzen und *muss* hierfür davon ausgehen, dass die in der Interviewsituation beobachtbaren Phänomene auch über die Situation selbst hinaus eine Relevanz haben (siehe hierzu dann Kapitel 7). Um diese unterschiedliche Verortung nicht zu verwischen, erscheint es sinnvoll, die beiden Analyseschritte voneinander zu trennen.

4.6 Exkurs zur Frage: Warum keine Tiefenhermeneutik?

Ausgehend von dem in Kapitel 3 formulierten Interesse an der psychischen Dimension von Subjektivation sowie von dem Bezug auf Lorenzer stellt sich die Frage, warum für den empirischen Teil der Arbeit nicht die Tiefenhermeneutik genutzt wurde. Die Tiefenher-

4. Methodologische Überlegungen

meneutik bedient sich psychoanalytischer Techniken wie der freien Assoziation, der gleichschwebenden Aufmerksamkeit sowie der Gegenübertragungsanalyse (vgl. König, 2019; Lorenzer, 1986) und nutzt diese unter anderem in der qualitativen Sozialforschung. Auch wenn der tiefenhermeneutische Latenzbegriff bzw. der Begriff der latenten Sinnstruktur schon bei Lorenzer nicht mit dem Unbewussten im Sinne einer psychischen Instanz gleichzusetzen ist (vgl. Lorenzer, 1986, S. 20ff.), erhebt die Tiefenhermeneutik als Zugang qualitativer Sozialforschung dennoch den Anspruch, sich dem Niederschlag unbewusster Prozesse im empirischen Material annähern zu können (vgl. König, Burgermeister, Brunner, Berg & König, 2019). Zunächst hatte ich ausgehend hiervon auch vor, die Tiefenhermeneutik für die vorliegende Arbeit zu nutzen. Nachdem ich zunächst begonnen hatte, die Interviews tiefenhermeneutisch zu interpretieren, stieß ich dabei mit der Zeit auf verschiedene methodologische Schwierigkeiten, für die ich keine befriedigende Lösung gefunden und aufgrund derer ich die Tiefenhermeneutik daher nicht weiterverwendet habe. Mit diesen methodologischen Schwierigkeiten habe ich mich an anderer Stelle auseinandergesetzt (vgl. Becker, 2024) und gehe daher hier nicht ausführlich darauf ein. Stark zusammengefasst wiederhole ich nur den Grundgedanken dieser Auseinandersetzung: Ich halte es für sinnvoll, das Unbewusste als theoretische Figur in Überlegungen zu Subjektivation einzubeziehen, bin aber skeptisch gegenüber den komplexitätsreduzierenden Operationalisierungen, die zur Einlösung des Anspruchs der Annäherung an unbewusste psychische Prozesse in biographisch-narrativen Interviews notwendig werden würden. Die psychoanalytischen Techniken insbesondere der freien Assoziation und der gleichschwebenden Aufmerksamkeit mögen im Rahmen des psychoanalytischen therapeutischen Settings funktional sein. Allerdings verfliegt diese Funktionalität meines Erachtens, wenn das szenische Verstehen für die Interpretation von Interviewtranskripten angewendet wird. Den Grund sehe ich darin, dass es hierbei für die unmittelbare Interaktion zwischen Analytiker:in und Analysand:in, die bei Lorenzers Konzeptualisierung des szenischen Verstehens in hohem Maße bedeutsam ist, keinen geeigneten Ersatz gibt und die Interpretationsgruppe dies nicht einlösen kann (vgl. ausführlicher Becker, 2024, S. 206f.). In einer ähnlichen Stoßrichtung diskutieren Rolf Haubl und Johann-August Schüle (2016, S. 203), ob es überhaupt sinnvoll sei, emotionale Reaktionen auf

den Interviewtext als Gegenübertragung zu verstehen. Ihr Einwand lautet: Von einem Text können keine Übertragungen im engen Sinne ausgehen. Im Kern sind meine Rückfragen an die Tiefenhermeneutik nicht weit von Ulrich Oevermanns (1995, S.176f.) Kritik an der Tiefenhermeneutik als Forschungsmethod(ologi)e entfernt, allerdings teile ich seine Polemik nicht.

Hinsichtlich der psychoanalytischen Interpretation biographischer Interviews zeigt sich auch Bruder (2003, 11f.) vorsichtig und betont Unterschiede in den Arrangements des psychoanalytischen therapeutischen Settings und des Settings qualitativer Sozialforschung im Allgemeinen bzw. des biographisch-narrativen Interviews im Besonderen (vgl. ebenso Bruder, 2010, S. 79f.). Die Konstruktion einer Biographie versteht er als „Versuch der Wiederherstellung der Kontinuität des bewussten Diskurses des Subjekts“ (Bruder, 2010, S. 74), die aber am Unbewussten scheitern oder zumindest an ihre Grenzen stoßen müsse. Zum Versuch, Biographien psychoanalytisch jenseits des therapeutischen Settings der Psychoanalyse verstehen zu wollen, formuliert er mit Bezug auf das Konzept der Übertragung:

Man kann also ‚Übertragung‘ – außerhalb des psychoanalytischen settings [*sic*] – nur hypostasieren als allgemein anzunehmenden Mechanismus, als ein allgemeines Prinzip der Generierung von Verhaltensweisen, das in jeder Situation zur Wirkung komme. Man kann diese Übertragung außerhalb des psychoanalytischen settings [*sic*] nicht in ihrer individuellen Spezifik und Konkretion ‚erfassen‘, nicht zur Grundlage der Verallgemeinerung der Ergebnisse des biographischen Interviews [...] auf andere Situationen außerhalb des Interviews machen. Man kann von den im Interview erhaltenen Äußerungen nicht auf Verhalten ‚außerhalb‘ schließen. (Bruder, 2003, S. 17) ¹³⁹

Was an dieser Stelle vielleicht zunächst wie eine Überhöhung der psychoanalytischen Therapie wirken mag, ist als Verweis auf die hochspezialisierte Interaktions- und Kommunikationssituation zu lesen, die im artifiziellen und – im wahrsten Sinne des Wortes – eigen-artigen Setting der psychoanalytischen Therapie genau zu dem Zweck aufgespannt wird, um darüber die Beobachtung (unbewusster) psychischer Prozesse zu ermöglichen (vgl. Urban, 2009, Kap.

139 Im Anschluss an die Erzählanalyse JAKOB (vgl. Boothe et al., 2002) hat allerdings Alba Polo (2014) eine erzähltheoretisch begründete methodologische Position entwickelt, nach deren Anspruch „sich Übertragungsphänomene formalsprachlich nachweisen lassen“ (S. 24).

5.2). Gegenüber dem Anspruch, unbewusste psychische Prozesse im Rahmen des biographisch-narrativen Interviews zu rekonstruieren, positioniere ich mich daher zurückhaltend und folge der von Quindeau (2014, S. 42) formulierten grundlegenden Skepsis im Hinblick auf die „Hoffnung, dass sich das Unbewusste aus der Welt schaffen lässt“. Das Unbewusste aus der Welt zu schaffen meint in diesem Zusammenhang, es zu verstehen und somit aufzulösen. Quindeau visiert, bezogen auf die psychoanalytische Therapie, stattdessen ein anderes Ziel an:

Was wir in der Therapie erreichen können, [...] ist die Gewissheit von der Existenz des Unbewussten. Das mag wenig scheinen, ist es aber bei näherem Hinsehen keineswegs. [...] Es erübrigt Befreiungshoffnungen und bietet die Grundlage für einen entspannten Dialog mit anderen Wissenschaften. (Quindeau, 2014, S. 43)¹⁴⁰

Bei Gerspach (2021) findet sich bezogen auf die tiefenhermeneutische Reflexion pädagogischer Praxis ein Gedanke, der sich ähnlich zurückhaltend gegenüber der Vorstellung verhält, das Unbewusste ließe sich restlos verstehen: „So wichtig das Verstehen der Bedeutung der Intersubjektivität ist, sie lässt sich nicht ohne Rest auflösen. Zurück bleibt eine tiefsitzende und wohltuende Skepsis gegenüber dem unklar oder gar nicht Verstandenen und Unauflösbaren“ (Gerspach, 2021, S.187). Dies in der Praxis aushalten zu erlernen, erfordert nach Gerspach (2021, S. 83) „eine Haltung [...], die der Bionschen Fähigkeit zur negativen Kapazität sehr nahe kommt“.

140 Koller (2018, S. 48) schreibt anschlussfähig hierzu mit Bezug auf Lacan: „Die Psychoanalyse vermag Lacan zufolge das Subjekt also immerhin an die Schwelle zu geleiten, von der aus die Abhängigkeit vom Bild seiner selbst überwunden werden kann.“ Ähnlich heißt es bei Bruder (2010, S. 89f.): „Die Psychoanalyse kann jedoch nicht die Lüge durch die Wahrheit ersetzen, sondern nur ihre Fesseln auflösen. Sie kann nicht die Wahrheit jenes Kapitels der Geschichte des Subjekt [sic] rekonstruieren, das von der Lüge besetzt gehalten wird, sondern nur die Lüge von diesem Platz vertreiben, dekonstruieren (wie es Laplanche, Bourdieu oder Derrida tun).“ Einschränkend formuliert er kurz darauf: „Allerdings steht sich die Psychoanalyse bei diesem Projekt der Dekonstruktion meist selbst im Wege, trägt sie selbst zur Unbewusstmachung (der Macht) bei, indem sie die Macht versteckt – im Unbewussten des individuellen Begehrens, ‚ödpalisiert‘ als Kampf gegen den Vater, als Begehren des Begehrens der Mutter, indem sie den – überindividuellen – intersubjektiven (oder gar intrapsychischen) Diskurs zum Verschwinden bringt“ (Bruder, 2010, S. 90).

Trotz der hier artikulierten Bedenken hinsichtlich des weitreichenden Anspruchs der Tiefenhermeneutik enthält Kapitel 6 Textteile, an denen ich auf mögliche psychodynamische Lesarten einzelner Stellen in den Interviews hinweise. Dabei reflektiere ich teilweise auch meine affektiven Eindrücke zu den Interviews in einer Art und Weise, die zumindest in die Richtung dessen weisen, was in der Tiefenhermeneutik als „Wirkungsanalyse“ (König, 2019, S. 37) angelegt ist. Begründen lässt sich dies über Butlers (2007, S. 71) Frage: „Gibt es ein Erzählen ohne Übertragung“? Ich denke: nein, allerdings ist das biographisch-narrative Interview als Interaktionsarrangement wie oben argumentiert nicht darauf ausgelegt, Übertragungsdynamiken wirklich nachspüren zu können. Das bedeutet in meinem Verständnis nun wiederum nicht, dass nicht an einzelnen Stellen inhaltlich begründet auch auf psychodynamische und auch mögliche unbewusste Dimensionen der entsprechenden Artikulationen im Interview hingewiesen werden kann – nur ist das eben nicht das systematische Ziel der Interpretation und nur eben sind diese Interpretationen als vorläufige und vorsichtige zu verstehen.

